

Willy Bierter

Denk-Wege – Gotthard Günthers Geburtsarbeit an einem neuen Format von Menschsein

Lassen Sie sich verführen und sich mitnehmen auf eine Reise in den neuen Kontinent des transklassischen, mehrwertigen Denkens, den Gotthard Günther entdeckt hat.

„Ich habe nichts geschaffen, ich habe nur weitergegeben.“

Konfuzius

„Subjekt und Objekt sind schlechte Annäherungen an das Denken.
Denken ist weder ein gespanntes Seil zwischen einem Subjekt und einem Objekt
noch eine Revolution, ein Umlauf des einen um das andere.
Denken geschieht vielmehr in der Beziehung zu dem Territorium und zu Terra, der Erde.“

Deleuze & Guattari [1]

„Das Bedenklichste in unserer Zeit ist, dass wir noch nicht denken.“

Heidegger [2]

Vor-Weg

Weshalb neue Denk-Wege erkunden und dazu in kaum bekannten und unwegsamen (Denk-)Landschaften? Vermutlich wird sogleich die Frage aufs Tapet kommen, wo denn diese neuen (Denk-)Landschaften zu finden sind, und wie wir dahin kommen? Eine vorläufige, durchaus nicht ironisch gemeinte Antwort: Ein in New York verirrter Tourist fragt einen Passanten: „Wie komme ich zur Carnegie Hall?“. Nach kurzem Nachdenken sagt der Passant: „Durch Übung!“. Dies ist fast schon eine perfekte Antwort, auch für diese – nennen wir sie – labyrinthische Abenteuerreise: Üben, Tun, Machen, Lachen, Üben!

Machen wir uns also auf den Weg, auf die Suche nach einer Denk- und Handlungskunst, die dem In-der-Komplexität-Sein und dem Im-Chaos-Sein gerecht wird, nach einem Denken, das sich nicht mehr vom Leben trennt.[3] Statt die Welt oder sich selbst zu verändern, pochen wir auf die Notwendigkeit, zunächst das Denken selbst zu verändern. Jedoch würde dann ein verändertes Denken in ungeahnter Weise den Denkenden selbst und seine Welt verändern.

Dabei komme ich mir vor, als ob ich mich in einer Landschaft des Ungedachten bewege, darin das Denken unterwegs ist zu sich selbst, um sich als Lebendiges zurückzugewinnen. Das aber heisst bereits, dass es nie ganz bei sich selbst sein wird und sich zu Wegen ausweitet, über die man – noch – nicht sprechen kann, wo sie wohl anfangen oder aufhören, weil man nur da anfangen kann, wo man bereits ist und wohnt. Deshalb: Wenn man so vor sich hingeht, kann es leicht geschehen, dass man die Orientierung verliert. Das heisst, man hat vielleicht sein Anliegen, seine Absicht vergessen, oder ist in eine Gegend geraten, die man nicht kennt und über die man nichts zu sagen weiss – nichts darüber, wie sie beschaffen ist, oder wie es gelingen könnte sie zu durchqueren.

Komme ich in eine fremde Stadt, so durchstreife ich sie kreuz und quer durch enge Strassen und verwinkelte Gassen, über belebte Plätze und versteckte Hinterhöfe. Dabei verliere ich oft den Faden und den Bezug zum Zentrum. Auf der Suche nach dem Geheimnis, nach dem Wesen dieser Stadt, verirre ich mich unversehens, in unterirdischen Gängen und Winkelzügen, und wenn ich wieder auftauche, so komme ich daraus als ein Anderer hervor. Ich erhasche immer neue Aspekte, mache

zufällige Begegnungen, komme ungewollt wieder an dieselben Wegkreuzungen, und doch sind diese Orte inzwischen andere geworden. Diese Stadt erlebe ich nicht als Einheit, sondern als etwas Vielfältiges, Unbegreifliches – darin liegt ihr Reiz. Oft kommt mir dann ein Satz von Nietzsche in den Sinn: „Wenn unser Denken als Stadt Gestalt gewönne, kämen wir notwendigerweise zum Labyrinth“. So werde ich an Labyrinth erinnert, in denen man sich endlos verirren kann und keine Ahnung hat, welchen Weg man denn nun wählen soll, um den Ausgang zu finden. Aber auch an schwer begehbbare Landschaften, wo der Wanderer nicht weiss, wohin er denn seine Schritte lenken soll. Oder an Spiegelkabinette, wo man bei der Suche nach dem Ausgang sich schon mal schmerzhafte Beulen holen kann.

Die Quintessenz aus meinen zahlreichen Erfahrungen: Man kommt eben oft nicht mit eigenen Mitteln aus dem Labyrinth oder über seine letzten Grenzen hinaus. Erst wenn mein Bewusstsein an seine Grenzen gekommen ist, wenn es sich beim Anrennen gegen Hindernisse und unüberwindlich scheinende Paradoxien eine „blutige Nase“ geholt hat, kann es langsam die Erarbeitung neuer Denkwege, Erlebnisformen und die Erweiterung seines Vermögens betreiben ... und erstaunt stelle ich dann fest, dass mit meinem Bewusstsein mehr anzufangen ist, als ich es bislang gewohnheitsmässig getan habe.

Nehmen wir für unser Thema „Denk-Wege“ einmal Architektur als Metapher in Anspruch. Ihr ist die Schaffung von Wegen nicht fremd. Jegliche Bewohnbarkeit hat zur Voraussetzung, dass sich ein Gebäude an einem Weg befindet, auf dem das Kommen und Gehen möglich ist. Es gibt keine Gebäude ohne Strassen, ohne Gassen und Lauben, Treppen und Durchgänge, ohne Türen und Tore, die zu ihnen hin oder von ihnen wegführen, die sich öffnen und schliessen, wie ebenso umgekehrt sich schliessen und öffnen, den Zugang und die Abgeschlossenheit durchkreuzend. Und wie in einer verwinkelten Stadt ist man auch beim Thema „Denken“ immer schon unterwegs, verwickelt in ein Labyrinth, aus dem es kein leichtes Entkommen gibt. Es ist unhintergebar. Man gelangt von Umweg zu Umweg. Der Weg ist nicht zu finden, man muss sich einen Weg bahnen. Im Grunde genommen ist ein Labyrinth nicht vorgegeben. Erst in der Handlung, beim Gehen, wird es erzeugt, was wiederum heisst, dass dieses Labyrinth an jedem Punkt bestimmt, wer er ist, der im Labyrinth geht. Es ist eine lebendige Struktur, die eben durch den Lebensprozess selber erzeugt wird.

Nur ein Denken, das seine Beweglichkeit wiederfindet, ist in der Lage, die labyrinthischen Wege des Hohlraums, des Nichts, der Negativität zu gehen. Im Labyrinth sind es die Wege des Tanzes, der Verirrung, des Schwindels, aber auch der Zielfindung. Die Vielzahl der Wege, die kein Ariadnefaden mehr auf eine Linie reduziert, sind nicht vorgegeben und können daher auch nicht gefunden werden. Sie werden im Suchen erschlossen. Dann ist das Labyrinth nicht mehr die drohende Gefahr, in die ein Mensch geraten kann, der Weg durch den Hades, sondern das Geflecht der Welten, in dem wir immer schon leben.

*

Eine erste Schicksalsfrage: Lässt sich an den binären Mustern und Gesetzen des Denkens, Handelns, Fühlens und Lebens, die sich wie eine unabweisbare Vorschrift tief in das Unbewusste eingegraben hat, der sich scheinbar niemand entziehen kann oder will, nach der die Leute ihr Leben ablaufen lassen, auch wenn sie fühlen und ahnen, dass sie darin gefangen sind, etwas ändern und kann das Leben aus dem Kerker der allzu engen Logik befreit werden, von der es meint, dass es die epochale, ewig schicksalhafte und unabänderliche Logik und Grammatik des Denkens, Handelns und Lebens sei? Dieser Frage ist im abgelaufenen Jahrhundert der Philosoph und Logiker Gotthard Günther nachgegangen, unermüdlich, als Wanderer zwischen den Epochen und Kontinenten, zudem infiziert mit dem Virus der Kybernetik. In seinen Werken [4] hat er nichts weniger als den Werkzeugkasten für das dritte Jahrtausend ausgearbeitet und bereitgestellt, mit der vielen Zeitgenossen als nebulös – wenn nicht gar als monströs – empfundenen Aufschrift „nicht-Aristotelische“, „mehrwertige“, „transklassische“ oder „polykontexturale Logik“. Er versuchte, den Europäern die Geschichte unseres Jahrtausends „vorherzuerzählen“, geleitet von der zweiten Schicksalsfrage, ob es möglich ist, Tradition *und* Zukunft zu vermitteln, eine Symbiose von Metaphysik *und* Kybernetik, Individuum *und* Technik, Seele *und* Maschine auf den Weg zu bringen. Als Kolumbus des 20. Jahr-

hunderts hat er den neuen Kontinent des transklassischen, mehrwertigen Denkens entdeckt und uns den Schlüssel in die Hand gegeben, der dazu dienen kann, aus dem Gitterwerk der das Leben zwanghaft überformenden zweiwertig-logischen Grammatik und damit aus dem Identitätszwang auszubrechen und das Tor zu neuen Sphären des Lebens und des Seelischen aufzustossen, wo wir neue Modelle des In-der-Weltseins entwickeln, unser Selbst- und Weltverständnis von anderen Fragestellungen und aus anderen Perspektiven her in den Blick nehmen können.

Eine fundierte Würdigung des Werkes von Gotthard Günther hat Peter Sloterdijk verfasst: „*Was fehlt, ist eine Denkkunst, die zur Orientierung in der Komplexitätswelt dient. Was fehlt, ist eine Logik, die kraftvoll und beweglich genug wäre, um es mit der Komplexität, der Unbestimmtheit und der Immersion aufzunehmen. Wer nach ihr sucht, muss seine Lektüreliste umstellen. Ich habe in den letzten Jahren mein zweites Studium von Gotthard Günthers philosophischem Werk begonnen. Seither stehe ich unter dem Eindruck, dass es für die Kultur im Ganzen und für die wissenschaftlichen Subkulturen im Besonderen darauf ankommt, die Revolution der mehrwertigen Logik voranzutreiben, die Gotthard Günther skizziert hat. In meinen Augen hat Günther damit die Logik des nach-metaphysischen Zeitalters umrissen und gezeigt, wie man den ideologischen Bastarden entgeht, die sich seit dem 19. Jahrhundert an die Stelle der Metaphysik gesetzt hatten, diesen grauenvollen halbwissenschaftlichen Meinungssystemen, die der Fusion von tierischem Ernst und humanistisch verbrämter Gewalt Vorschub geleistet haben wie nichts zuvor in der Geschichte von Ideen. Die mörderischen Ideologien des 20. Jahrhunderts sind aus der Günther-Perspektive nichts anderes als krampfhaftes Endspiele der Zweiwertigkeit, militante Verweigerungen des Komplexitätsdenkens, das sich schon in so vielen Formen ankündigt. An dessen Unentbehrlichkeit gibt es heute keinen Zweifel mehr, aber wie es operativ zu vollziehen wäre, dafür existieren bisher nur einige mehr oder wenige suggestive Vorschläge, etwa aus der Kybernetik, aus der Systemtheorie, der Bioinformatik. Von der Seite der Philosophie ist es, wenn ich es recht sehe, neben Deleuze (...) nur Günther, der wirklich die Schallmauer durchbrochen zu haben scheint. Bei ihm lässt sich vielleicht lernen, wie ein Denken auf der Ebene des tertium datur funktionieren könnte. Bis dahin müssen wir die Verwüstungen der Zweiwertigkeit mit ‚ironischer Vernunft‘ ausgleichen (...). Ich würde lieber von informeller Intelligenz reden, weil sie die poetischen Philosophien und das in Kunstwerke investierte Denken einschliesst.*“^[5]

Weil jedes Neue im Morgengrauen beginnt, in jenem „Dazwischen“ bzw. in jenem „Übergang“, wo noch keine klaren Konturen und Horizonte, keine klaren Ein- und Aussichten auszumachen sind, wird der Eine oder Andere sich fragen, ob Gedanken und Überlegungen zu einer transklassischen Logik anzustellen, nicht ein blosses Glasperlenspiel ist, etwas, was man zum blossen Zeitvertreib tut, ohne jede Relevanz für uns Menschen? Nun, wer der Auffassung huldigt, dass es nur *ein* Wahres geben darf – *tertium non datur* – oder wer den „binären Schematismus“ von „wahr/falsch“ zur immanenten Selektions- und Sanktionsmechanik erhebt, wird die Frage selbstverständlich bejahen. Ebenso alle jene mutationsfeindlichen Zeitgenossen, die jenseits von „wahr“ und „falsch“ ein probates Drittes kennen, um sich nicht einmal auf den Versuch eines Beweises für die Brauchbarkeit von Neuem einlassen zu müssen, nämlich das gänzliche Übersehen, das Nicht-eingehen-auf, das Verleugnen, Vermeiden, Verwerfen, das Totschweigen. Es zeugt nur bei jenen Zeitgenossen von einem *intakten Immunsystem*, einer gesunden intellektuellen Bereitschaft, die bereit sind, sich systematisch mit dem Virus des Ganz-Anderen zu infizieren.

Es ist wohl nicht übertrieben, ein allgemeines emotionales Grundgefühl zu konstatieren, dass wir uns mit unserer Kultur und Gesellschaft in einer grundlegenden Umbruch- und Veränderungsphase befinden. Anzeichen dafür gibt es schon seit geraumer Zeit. Zwar hat die bisherige Geschichte die Aussenwelt des Ich enorm bereichert, allerdings um den Preis, dass durch diesen Prozess die Innenwelt der privaten Subjektivität und der persönlichen Gewissensautonomie völlig aufgesogen worden ist. Und so ist die in der privaten Innenwelt sich abspielende Reflexion leer geworden. Ihr sind alle Träume, mit denen sie einstmals spielte, abhanden gekommen, und jetzt tobt sie sich in einem durch keine materialen Motive gebremsten und durch die Medien noch aufheizenden Leerlauf aus. Man produziert ontologisch aus der Tiefe – was nur ein anderer Ausdruck ist für „Seele haben“ – heraus

keine neuen Wirklichkeiten mehr. Andererseits hält man an dem einmal erreichten Zustand – mit dem man sich allerdings nicht mehr vollumfänglich identifiziert – mit verzweifelter Zähigkeit fest, weshalb Kulturen in ihrer Endphase sowohl eine nihilistische als auch eine extrem konservative Seite zeigen. Lassen wir hier Gotthard Günther zu Wort kommen, der schon vor einiger Zeit unsere heutige Situation treffend charakterisiert hat:

„Sobald das Denken im geschichtlichen Prozess alle Sinnmatrizen, deren der Mensch der betreffenden Epoche fähig ist, in seinen historischen Raum hinein projiziert hat, ist er nicht mehr in der Lage, den Direktiven der Wahrheitslogik zu folgen. Seine seelische Substanz hat sich in den objektiven Geist der ihn umgebenden und von ihm geschaffenen Institutionen der Kunst, der Wissenschaft, der Kirche, der Gesellschaftsordnung und der ökonomischen Produktion verwandelt. Da er sich in diesem Schöpfungsprozess, der der Maxime einer strengen Wahrheitslogik folgte, aber seelisch völlig entleert hat, kann er sich in seinen eigenen Werken nicht mehr wiedererkennen. Diese objektiven Institutionen spiegeln jetzt eine Fülle, der die eigene innere Leere nicht mehr gewachsen ist. Das aber bedeutet, er kann in ihnen nicht mehr die Realisation einer unbezweifelbaren Wahrheit, derer er erst innerlich gewiss war, sehen, sondern nur noch mehr oder weniger adäquate Mittel für einen praktischen Zweck. D.h. sein Denken geht von der Wahrheitslogik zur Theorie der Wahrscheinlichkeit über. Da nichts mehr a priori geglaubt wird, ist der Wert von Religion, Wissenschaft, Moral usw. davon abhängig, dass sich diese Institutionen praktisch bestätigen. Eine solche Bestätigung muss in jedem Fall abgewartet werden, sie kann nicht aus allgemeinen Grundsätzen deduziert werden. Dieses Abwartenmüssen aber, das dem Ich jede Zuversicht und Vertrauen in sich selbst raubt, äussert sich im theoretischen Denken darin, dass Wahrheitsgesetze von Wahrscheinlichkeitskoeffizienten abgelöst werden, und dass anstelle von Glaubensgewissheiten, die einstmals das Leben leiteten, Möglichkeitserwartungen von grösserer oder geringerer Zukunftschance treten. Der Mensch der Spätzeit reduziert sich auf den Spielertyp, der im Leben sein Glück versucht. Der Glaube an einem gerechten Gott, dessen Gerechtigkeit die Wahrheit ist, wird durch den Aberglauben an die glückliche Chance abgelöst.“ [6]

Doch allmählich beginnen immer mehr Menschen zu ahnen, dass ein „Weiter so“, ein „Sich-treiben-lassen“, ebenso wenig geht wie ein „Zurück“, geleitet von dem verzweifelten Bemühen die alten Werte zu bewahren. Wir sind an einem Punkt angelangt, wo wir die Wahl haben, uns entweder von der eigenen Schöpfung – unserem vorausgegangenen Willen – hilflos treiben zu lassen oder uns mit einem „zweiten“ Willen gegen sie zu verhalten. Letzteres würde bedeuten, Handlungen zu produzieren, die sich nicht mehr primär auf die von Gott geschaffene natürliche Seinswelt beziehen, sondern auf unsere eigenen früheren Handlungen und die ihnen zugrundeliegende Handlungsfähigkeit. Mit anderen Worten: der Mensch müsste in eine historische Situation hineinwachsen, die von ihm prinzipiell ein iteratives Handeln auf die von ihm geschaffene gesellschaftlich-technische Welt verlangt. Werden unsere Handlungen aber Handlungen auf frühere Handlungen, so haben wir prinzipiell keine metaphysischen bzw. objektiven Maßstäbe zur Beurteilung unserer Situation mehr. Damit ist der Mensch wieder auf sich selbst verwiesen und muss sich mit seinen eigenen Reflexionsprozessen und dem Problem ihrer Bändigung auseinandersetzen. Mehr noch: wenn es wahr ist, dass wir uns in einem Transformations- und qualitativen Umbruchprozess befinden, dann schliesst das auch einen umfassenden Identitätswechsel des bisherigen Menschseins, einen Wandel im metaphysisch-kulturellen Verständnis von „Menschsein“, unsere „Selbstdefinition“ von „Mensch“ mit ein. Denn es geht im Übergang in eine „transklassische Welt“ um nichts weniger als eine „Selbstentthronung des Menschen (...). Sie impliziert, dass der Mensch keineswegs die spirituelle Krone der Schöpfung ist und dass jenseits seiner Existenz noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten jenes rätselhaften Phänomens liegen, das wir *Leben* nennen. Die bisherige Tradition hat sie in dem Mythos vom ‚Ewigen Leben‘ zusammengefasst und dadurch aus der wissenschaftlichen Entwicklung ausgeschlossen. Schärfere fasst, besteht die Dethronisierung des menschlichen Bewusstseins darin zu begreifen, dass das System der menschlichen Rationalität keineswegs das System der Rationalität des Universums ist. Es liefert nur einen infinitesimalen Bruchteil des letzteren. (...) Es ist trivial und selbstverständlich, dass jener Reflexionsprozess, den wir Geschichte nennen, uns allein durch das menschliche Bewusstsein zur Erkenntnis kommt. Aber daraus zu schliessen, dass die Ge-

schichte schon in ihren elementarsten Grundlagen menschliche Züge trägt und eben Geschichte des Menschen und nichts weiter ist, zeugt von einem *Lokalpatriotismus des menschlichen Gehirns*, der nicht mehr zu übertreffen ist. (...) Kurz gesagt: eine transklassische Logik ist eine *Logik des geschichtlichen Prozesses*, in dem das Subjekt der Geschichte *Leben überhaupt* ist und nicht die ephemere und zufällige Gestalt, die dasselbe im Menschen angenommen hat." [7] Von daher kann der Übergang in eine „transklassische Welt“ mit Fragen beginnen wie: Was ist mein Status als menschliches Wesen auf dem Planeten Erde? Wie ist es dem menschlichen Bewusstsein möglich, eine Theorie der Rationalität des Lebens überhaupt und des Universums zu entwickeln, wenn es selbst nur einen verschwindenden Teil derselben und nicht die Krönung der Schöpfung ausmacht? Wie soll ein prinzipiell auf die logische Zweiwertigkeit beschränktes Bewusstsein eine generell mehrwertige Logik und Wirklichkeitskonzeption denken?

Die alte Logik und das Stein-Subjekt

„Logik“ mag als Thema fernab vom normalen Alltag sein und die Beschäftigung damit als abwegig oder gar abstrus erscheinen: Logik ist doch neutral und ewig gültig, oder etwa nicht? Nun, die Schlüsselidee von Günthers Philosophie lautet: „Jede Logik ist eine formalisierte Ontologie!“. Damit bringt er zum Ausdruck, dass Logik die geschichtliche Form ist, in der sich entscheidet, wie das, was der Fall ist, überhaupt der Fall ist bzw. der Fall sein kann. Daraus folgt erstens: „Logik ist eine Doppeldisziplin. Jede logische Form enthält mindestens zwei Rätsel. Neben die Formfrage, die kalkültechnisch-operativ beherrscht sein will, tritt jetzt gleichberechtigt die Frage nach dem Sinn dieser Form. Jede Logik ist von nun an ein heimliches Psychogramm. Sage mir, mit welcher Logik du operierst, und ich sage dir, wer du bist, d.h. wie für dich Welt Welt, Geist Geist, Seele Seele, Materie Materie, Subjekt Subjekt, Objekt Objekt, ja sogar wie Gott Gott sein kann. Das aber heisst zweitens: Logik avanciert zu einem Schlüsselinstrument jeder Geistes- und Kulturgeschichte. Welt-Geschichte wird als logische Form-Geschichte rekonstruierbar, die Geschichten des Gottes, des Geistes, des Subjekts, der Seele, der Materie – sie alle entpuppen sich plötzlich als Dramen logischer Formgesetze. Geistesepochen, Weltzeitalter sind logische Formepochen und umgekehrt. Daraus folgt drittens: Krisenepochen der Logik sind immer auch Krisenzeiten der Seele und logische Revolutionen entsprechend seelische Revolutionen. Wenn die logische Form einen Sprung macht, dann springen Seele und Subjekt mit, und zwar nur und erst dann. Denn ein Bastillesturm allein macht noch keine Revolution. Vielmehr beginnt die heisse Phase von Weltrevolutionen erst in dem Moment, wo die neue Welt und der neue Geist ihr Neusein in einer neuen Logik formal behaupten können. Frei und neu können sie nur heissen in dem Masse, wie sie die Logik der Vergangenheit, des ‚ancien régime‘ überwunden haben. Und das kann lange dauern, so lange, dass wir heute von Revolutionen in der Vergangenheitsform reden, die vielleicht gerade erst begonnen haben. Denn was, wenn Neuzeit noch gar nicht begonnen hat? Und was, wenn sich in ihr eine ganz andere Revolution verbirgt als wir dachten? Sie ahnen es bereits und Sie sollen recht behalten. In der Tat: Günthers Erfindung der sog. ‚mehrwertigen Logik‘ will genau dies – sie versteht sich als Arbeit an einer solchen *Weltrevolution im eben markierten logisch-psychologischen Doppelsinn*: Sie ist *Geburtsarbeit*, insofern die neue Logik ein neues Format von Menschsein bzw. Subjektivität zur Welt bringt. Und sie ist zugleich *Bestattungsdienst*, insofern dieses neue Subjekt nur über die Leiche des alten Subjekts, der alten Seele kommen kann. Nur wer das Alte beerdigt, wird Neues gebären können.“ [8]

Im Arbeitsrahmen der modernen Zivilisation untersteht alles Denken, Handeln und Verhalten, das Anspruch auf Rationalität erheben kann, dem Diktat des Binärcodes, dem Identitätszwang des binären Denkens. Die abendländische Kultur wurzelt in der griechischen Philosophie. Hier steht die Idee des Logos im Zentrum: zunächst als universelles geistiges Prinzip, dann reduziert auf die menschliche Vernunft und schliesslich noch weiter eingeeengt auf den Verstand oder die Ratio als die Entdeckung, Ausarbeitung und Anwendung der Logik, des zielgerichteten, trennenden und identifizierenden Denkens und der auf (vermeintlich) eindeutige Begriffe, Aussagen, Konzepte und Theorien gestützten Wissenschaften. Rationalität bzw. begriffliches Denken heisst, dass ein „Ob-

jekt" (ein Beobachtetes) von einem „Subjekt" (einem Beobachter) begehrt oder erwünscht, und als solches ergriffen, festgehalten, identifiziert, eingeordnet, bewertet, beherrscht, angeeignet, in Besitz genommen wird – um weiterhin benutzt, verwertet, verändert, hergestellt, weggeworfen oder vernichtet werden zu können. Im begrifflichen Denken geschieht ein geistiges Erfassen und Auftrennen des (für uns) Wirklichen mit dem Ziel, sich dessen zu bemächtigen. Dieses Auftrennen beinhaltet zum einen die Gegenüberstellung von Subjekt (Erkennendem) und Objekt (Erkanntem) und zum anderen die Aufteilung in Dinge, die „sind" oder die „nicht sind", mit anderen Worten die Festlegung aller Phänomene in die Grundkategorien von Sein oder Nichtsein. Ein Drittes, ein Dazwischen, eine Sphäre des Werdens, des Übergangs, des Noch-nicht oder Nicht-mehr, des Unbestimmbaren, Unfassbaren, Ambivalenten, des Sowohl-als-Auch oder Weder-Noch, gibt es hier nicht bzw. darf es nicht geben, weil es eben um eindeutige Bestimmung geht. Eine Erscheinung wird als ein Etwas gedeutet, auf ein ganz bestimmtes Sein oder auf „Sein-überhaupt" reduziert. „Tertium non datur" – „ein Drittes gibt es nicht" – hat Aristoteles zum Grundsatz der Logik erklärt.

Der Algorithmus, welcher der klassisch-zweiwertigen Logik zugrunde liegt lautet: Aus zwei mach eins, von zweien ist immer nur eines wahr. Ihr Operator ist das ausschliessliche Ja-oder-Nein, das Entweder-Oder. Entweder ist etwas wahr und dann existiert es auch, oder es ist nicht wahr, also falsch, dann existiert es eben nicht. Also Sein oder Nicht-Sein, das Eine oder das Andere – etwas Drittes ist ausgeschlossen („*tertium non datur*"). Binär – oder zweiwertig – denken heisst demnach, in sich gegenseitig ausschliessenden Gegenüberstellungen, in Antithesen zu denken: Subjekt *oder* Objekt, Leib *oder* Seele, Geist *oder* Materie. Die Urszene dieses zweiwertigen Duells findet sich bei Aristoteles und man lernt da, was Sein, was Identität heisst, nämlich absolute Eindeutigkeit, Unerschütterlichkeit und Zeitlosigkeit: A ist identisch mit A: ein Stuhl ist ein Stuhl und weder ein Tisch noch ein Sofa. Es ist verboten, dass A und zugleich Nicht-A gilt: Es kann nicht zugleich ein Stuhl im Zimmer sein und kein Stuhl im Zimmer sein. Entweder gilt A oder Nicht-A, etwas Drittes gibt es nicht: Von zwei Aussagen, von denen eine das vollständige Gegenteil der anderen aussagt, muss eine richtig sein. Der Satz vom zureichenden Grund: Alles hat seinen Grund, warum es so ist, wie es ist, auch wenn die Gründe nicht zu erkennen sind. Mit diesen Basissätzen *der Identität, des verbotenen Widerspruchs, dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten* sowie *dem Satz vom zureichenden Grund* hat Aristoteles in seiner *Metaphysik* das Grundsatzprogramm einer Logik kanonisiert, die bis heute nahezu ungebrochen das „rationale" Denken des Abendlandes regiert: die Aristotelische oder klassisch-zweiwertige Logik, also unsere Logik.

Es ist die Zweiwertigkeit der Erkenntnissituation des einzelnen Subjekts als Beobachter, die zur Folge hat, dass es sich als das erkennende Ich der objektiven Welt als das zu Erkennende unmittelbar gegenüber sieht. Diese Situation spiegelt sich dann nicht nur in der Trennung von Subjekt und Objekt wider, sondern sie beschreibt auch die Grundstruktur allen theoretischen Denkens durch den einfachen Kernsatz: „*Ich denke Etwas*". Dieses „Etwas" repräsentiert dabei den positiven Wert und „Ich" die Negation. Ein dritter Wert ist von vorneherein ausgeschlossen: *Etwas ist* oder *es ist nicht!* In der Aussage „Ich denke Etwas" wird zwischen dem „Ich" und diesem „Etwas" eine Beziehung hergestellt, nämlich das Denken. Um Gegenstand des Denkens zu sein, muss dieses „Etwas" als unveränderlich angenommen werden, als mit sich identisch im Gegensatz zu der Verschiedenheit des Erlebnisereignisses, in dem es unmittelbar erfahren wird. Und wenn ich an etwas denke, kann ich nicht gleichzeitig denken, dass ich an „etwas" denke. Wenn immer eine derartige Anforderung – also zwei oder mehr Gedanken gleichzeitig zu denken – uns heimsucht, so bringt unser Denkprozess die Gedanken sofort in eine zeitlich-lineare Abfolge. Bereits hier stossen wir auf grundsätzliche Probleme des klassischen Logik- und Erkenntnismodells.

Descartes berühmtes „Ich denke, also bin ich" zeigt mit aller Deutlichkeit, wie Denken zur Begründung des Ich, zum Bestimmenden einer Ich-Identität herangezogen wird, die festlegt, dass „ich" eben bin. Im Wort „Ich" setzt sich das abendländische Identitätskonzept im Alltagsbewusstsein fort. Es ist mehr als ein Personalpronomen, sein Gebrauch ist Ausdruck einer Lebensauffassung, in der die Ereignisse auf Erden in objektive und subjektive unterteilt werden, und damit zugleich in wahre und falsche, neben denen ein dritter Wert nicht existiert. Wenn ich also „Ich" sage,

ist eine grundlegende Trennung zwischen Selbst und Welt, zwischen Subjekt und Objekt bereits vorgenommen und zum sprachlichen Ausdruck gebracht, und diese Trennung steckt schon in unseren indogermanischen Sprachen. Inwieweit die Evolution des Ich-Bewusstseins mit der Entwicklung der Sprachen verknüpft ist, diese Frage lassen wir hier einmal offen. Jedenfalls wurde die Trennung des Denkaktes von seinem Inhalt, seinem Gegenstand, die Grundlage der abendländischen Seinslehre.

Die Welt der klassisch-zweiwertigen Logik kennt also nur einen einzigen Unterschied, den zwischen Subjekt und Objekt. Diesen minimalen Spezialfall erklärt sie zur absoluten Totalität und löst ihn auf, indem sie das Subjekt versteinert, es im Objekt auflöst. Alles, was nicht Objekt ist, existiert nicht, ist buchstäblich Nichts. Um sein zu können, muss das Subjekt selbst zu Stein werden. Zweiwertigkeit ist die Kunst des Subjekts, sich tot zu stellen. Dieses Geheimnis wird in dem bekannten Syllogismus ungeniert ausgeplaudert:

Obersatz: Alle Menschen sind sterblich.

Untersatz: Alle Griechen sind Menschen.

Schlussfolgerung: Alle Griechen sind sterblich.

In dieser Welt gibt es im Grunde also nichts Subjektives, keinen Unterschied zwischen Ich und Du, Wir, Ihr und Sie, keine Zeit, keine Zukunft, keine Veränderung, keine Bewegung, nichts Negatives, kein Leben. Was existiert, ist eine für alle Subjekte in gleicher Weise einheitliche und allgemeine Objektwelt. Die zweiwertige Logik träumt den Traum einer für alle Subjekte gleichen Welt – Universum statt Pluriversum. [9]

*

Die Entdeckung der Welt als „Be-greif-Gegenstand“ muss eine enorme Faszination ausgelöst haben. Das neue Denken verliert sich an die Welt. Es verliert sich ans neue Erleben der Objektivität dieser Welt, die ihr Unerhörtes für die Veränderung der Welt verheißt. Im neuen Spannungsbogen zwischen den Polen des Ichs und der Seele einerseits und dem Sein und Objekt andererseits, richtet sich der Mensch der beginnenden regionalen Hochkulturen in der Welt der Objekte und Dinge ein. Mit dem Ordnungsschub der systematischen und kategorischen Trennung zwischen Subjektivem und Objektivem ist der Übergang vom einwertigen „animistischen“ Weltbild des sogenannten Naturmenschen zu einer zweiwertigen Konzeption der Welt der regionalen Hochkulturen vollzogen. Mit der Herausbildung unseres heutigen zur Selbstreflexion fähigen Bewusstseins hat das Subjekt erstmals einen sicheren Stand gegenüber einer Welt aus lauter Objekten gewonnen, allerdings um den Preis des Verlustes der Stimmen der Götter. Mit dem erwachenden Selbstbewusstsein waren die Menschen in der Lage, mit gesteigerter Reaktionsfähigkeit auf neue Umstände zu antworten, und sie verfügten über die Fähigkeit, selbst Neues erzeugen zu können. Der Triumphzug von Wissenschaft und Technik und das Streben nach Herrschaft über die Natur legen davon ein beredtes Zeugnis ab; über damit verbundene Vorteile und Gefahren dieser Entwicklung soll hier nicht argumentiert werden.

Doch die existentielle Situation bleibt für den Menschen fragil. Auch wenn er die geisterhaften Mächte als Märchen oder Aberglaube bezeichnet, so hat er sie damit nur intellektuell entwertet. Im Untergrund seines Bewusstseins spukt die verdrängte Welt des Subjektiven weiterhin, vielleicht noch unheimlicher als zuvor. „Es ist wichtig, sich klar zu machen, dass die zweiwertige metaphysische Basis der Hochkulturen eine äusserst un stabile menschliche Existenzform produziert, denn es existiert jetzt eine prinzipielle Spannung, eine feindliche Antithese zwischen Ich und Nicht-Ich, die bedingungslos aufrechterhalten werden muss, will der Mensch nicht in jenen geschichtlichen Zustand zurückfallen, dem er eben erst mit Mühe entronnen ist. Die Aufgabe, um die es deshalb von jetzt an geht, ist die permanente Sicherung der Distanz zwischen Subjekt und Objekt. Generell geschieht das durch die Schöpfung der ‚Kultur‘ als eines neuen Lebensraumes, der sich emphatisch von der natürlichen Dimension der Wirklichkeit unterscheidet. Zwischen dem subjektiven Geist, der aus der Dingwelt zurückweichenden Seele und den ihres spirituellen mana-Gehaltes beraubten toten Objekten der Natur schiebt sich jetzt eine ontologische Zwischenschicht, die von Hegel mit

bewunderungswürdiger Treffsicherheit der ‚objektive Geist‘ genannt worden ist. Zweck des objektiven Geistes ist, den Abstand zwischen Ich und natürlicher Welt psychisch sowohl wie physisch permanent zu machen. Dies geschieht, indem sich die lebendige Subjektivität jetzt eine ‚künstliche‘ Existenzdimension schafft, die ihrem metaphysischen Niveau angemessen ist und in der sie hausen und wohl auch sich entspannen kann wie einstmals in der ‚blossen‘ Natur.“^[10] Ein solches Stück „objektiven Geistes“ ist z.B. die institutionalisierte Religion, genauer die Kirche, aber auch andere Institutionen wie Staaten, Kulturen oder die Wissenschaften, mit denen sich der Mensch gegenüber der ihn beständig bedrohenden Dingwelt und ihren unverständlichen Gesetzen zu schützen und zu stabilisieren versuchte. Dieser „objektive Geist“ war gleichsam die Ergänzung zum entstandenen zweiwertigen Bewusstsein. Trotzdem lässt sich ein Restbestand an Furcht und Weltangst so nicht auflösen, nagt im menschlichen Bewusstsein der skeptische Zweifel, ob die verheissungsvolle jenseitige Welt tatsächlich existiert. Dieser Zweifel lässt sich aus dem zweiwertigen Bewusstsein jedoch niemals eliminieren, aus dem einfachen Grund, weil er eine dazu gehörige Eigenschaft alles zweiwertigen Erlebens ist.

Die Zitadelle der klassisch-zweiwertigen Logik ist während mehr als zwei Jahrtausenden mehr oder weniger intakt geblieben. Mit dem Glockengeläut zum Anbruch der „Neuzeit“ und der damit einhergehenden „kopernikanischen Wende“ des cartesischen „Ich denke, also bin ich“ tritt das verdrängte Subjekt aus dem Untergrund auf die Bühne. Ausgerechnet das Subjekt, die bedrohliche und wilde Subjektivität wird zum neuen Prinzip erhoben. Doch das neue Prinzip wird umgehend zum Problem, denn es gibt ausser der zweiwertigen Objekt-Logik keine neue Logik, um dieses Neue, den Mehrwert des Subjektiven zu formalisieren. „Aus logischer Sicht wird die *Geschichte der Neuzeit daher zur Verfallsgeschichte und Tragödie der überforderten zweiwertigen Objekt-Logik*. Wir kennen dieses Drama besser unter den Namen ‚Nihilismus‘, ‚Dekonstruktion‘ oder ‚Postmoderne‘. Denn dahinter verbirgt sich nichts anderes als ein epochales Ringen mit dem logischen Rätsel der Subjektivität. Was ist das Neue, der Mehrwert des Subjekts gegenüber den Steinen? Die Antwort der Pariser Dekonstruktion (Derrida, Foucault, Deleuze), also jenes intellektuellen Megatrends, der unsere Gehirne im letzten Jahrzehnt besetzt gehalten hat, scheint hier eindeutig. Das Neue ist hier das, was die Stein-Logik ad absurdum führt. Der Mehrwert des Subjekts ist der *Aufstand und die Rache der Nichtse an den Steinen*. Und die *Amnestie* des Verdrängten – die Rehabilitierung der Kunst, die Rückkehr der Zeit, der Bewegung, des Körpers, des Begehrens, des Anderen, des Nichts, der Anarchie etc. ... – führt hier nur konsequent zur Liquidation der zweiwertigen Logik. Also: (...) nicht mehr Subjektversteinerer, sondern (...) Objektauflöser. Also wieder ein Todesurteil, noch immer dasselbe aristotelische Duell. Nur umgekehrt. Diesmal im Namen des wilden, anarchischen Subjekts gegen die Objektwelt.“^[11]

Polykontexturale Logik und Auferstehung des totgesagten Subjekts

Wie können wir endlich aus dem binären Gefängnis ausbrechen, die ewigen Entweder-Oder-Duelle hinter uns lassen, ebenso wie jene unfruchtbaren Streitereien zwischen Materialismus und Idealismus, die mit dem gleichen zweiwertigen Logik-Minimalismus operieren, der keine andere Wahl lässt, als das jeweils Andere als Gegner zu liquidieren?

Während Jahrhunderten ging in Europa die Angst vor dem Leeren, dem Nichts – dem *horror vacui* – um. Von daher konnte über das Nichts nicht positiv gesprochen werden; es wurde nur negativ bewertet, mithin schlecht, abwertend. In der westeuropäischen Geschichte ist dem durchschnittlichen Denker emotional das „Nichts“ vollkommen unfasslich. Er meint, so lange man denke, müsse man doch über „etwas“ denken; wenn man über „nichts“ denke, dann denke man eben nicht. Anders Gotthard Günther. Er bringt das Nichts ins Bewusstsein und ins Leben, und zwar unter dem Namen „Subjektivität“. Er fasst den Begriff des *Nichts* positiv, befreit das Nichts aus seiner traditionellen Wert-Negativität, nämlich dass „Nichts“ nihilistisch gesehen nichts ist. Ihm gilt das Nichts als der Bereich, in den hinein die Subjektivität das positive Sein abbildet, mithin als ein wert-positiver, dem Willen zur Gestaltung vorbehaltener Raum. Das Nichts erscheint als eine konstruktiv zu füllende Leerstelle, als Konstruktionsaufgabe. „Das Sein ist der Geburtsort des Denkens; das Nichts aber

ist die Heimat des Willens. Im Nichts ist (...) nichts zu sehen, solange wir uns nicht entschliessen, in das Nichts hineinzugehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt zu bauen." [12] Als Negation des irreflexiven Seins repräsentiert das Nichts bei Günther die Reflexivität, also die Subjektivität. Die klassische Metaphysik hat Subjektivität *als Subjektivität* so nicht in den Blick genommen. Vielmehr hat sie, um den Ansprüchen „positiver“ Wissenschaft zu genügen, Subjektivität stets radikaler Reobjektivierung unterworfen. Damit verschwand Subjektivität aus dem Blickfeld klassisch-zweiwertigen Denkens.

Mit seinem Projekt einer „polykontexturalen Logik“ hat Gotthard Günther das Stein-Subjekt wieder zum Leben erweckt und die formalen Grundlagen geschaffen, um Reflexionsprozesse und Interaktionen denkender, kommunizierender und handelnder Subjekte in und mit ihrer jeweiligen Umgebung zu integrieren und die Widersprüche der alten Logik zu überwinden. Zwar sind schon vor längerer Zeit Risse und Bruchstellen im Aristotelischen Logik-Gebäude unübersehbar zutage getreten, doch spätestens im Zuge der Forschung zum Thema „Künstliche Intelligenz“ wurde überdeutlich, dass die an das Denken des Seins gebundene klassisch-zweiwertige Logik das Denken des Denkens, also der Denkprozess sowie Themen wie Lebendigkeit, „Subjektivität“ oder „Selbstbezüglichkeit“ – der unhintergehbare Einschluss des denkenden Subjekts in seinen Reflexions- und Aussageprozess – nicht thematisieren kann.

Die Trennung zwischen dem die Welt wahrnehmenden Subjekt und der wahrgenommenen Welt verhält sich isomorph zur Trennung zwischen Denken und Denkinhalt. Was geschieht also, wenn sich das Denken auf sich selbst richtet? Diese Frage nach dem Denken des Denkens, d.h. dem Denkprozess, hat sich Michel Foucault an sich selbst gestellt: „Was muss ich sein, der ich denke und der ich mein Denken bin, damit ich das bin, was ich nicht denke, damit mein Denken das ist, was ich nicht bin? Was ist das für ein Wesen, das in der Weite des Cogito glitzert und sozusagen blinkt, das aber nicht unabhängig in ihm und von ihm gegeben wird? Was ist das für ein Verhältnis und für eine schwierige Zusammengehörigkeit des Seins und des Denkens? Was ist das Sein des Menschen und wie kann dieses Wesen, das man so leicht dadurch charakterisieren könnte, dass ‚es Denken hat‘ und dass es dies vielleicht alleine besitzt, eine unauslöschliche und grundlegende Beziehung zum Ungedachten haben? Eine Form der Reflexion errichtet sich, die weit vom Kartesianismus und von der kantischen Analyse entfernt ist, in der es zum ersten Mal um das Sein des Menschen in der Dimension geht, gemäss der das Denken sich an das Ungedachte wendet und sich nach ihm gliedert.“ [13] Im Rahmen des klassischen Formalismus lautet die Antwort auf die in die Mehrdeutigkeit, in das Vieldeutbare führende Frage Foucaults: Nimmt sich das Denken selbst zum Gegenstand, so entsteht eine paradoxe Situation: der Denkprozess macht sich selbst zum Gegenstand, wird also als Objekt vorgestellt und behandelt. Mit anderen Worten: So wie innerhalb der klassischen Logik das Du als Objekt gleichrangig zum unbelebten Ding bezeichnet werden muss, kann das zweiwertige Denken seinen eigenen Denkprozess nicht einfangen, weil die Qualifizierung seiner Denkgegenstände nur den einen Objektivitätscharakter annehmen kann, nämlich den des toten, vom Subjekt völlig losgelösten und unerreichbaren Dinges an sich. In diesem Zusammenhang weist Günther auf Fichte: „Fragen wir (...) danach, woher das Ich die Kraft nimmt zu denken, so müssen wir, wie schon Fichte wusste, sagen: Der Anfang des Denkens besteht nicht darin, dass ich denke, sondern dass Es in mir denkt.“ [14] Doch so verbleibt man in der seinsthematisch gebundenen Reflexion, dem Denken z.B. eines Steins. Günther fährt fort: „Wo aber das Es in mir denkt, dort bin ich nicht von der Welt geschieden und das Denken ist Subjekt und Objekt zugleich.“ [15] Doch was Subjekt und Objekt zugleich ist, kann weder Subjekt noch Objekt sein. Der Begriff *Denken* spaltet sich am Denken im Denken. Wir landen bei der Selbstreferenz bzw. beim dialektischen Denken – und da implodiert der klassisch-zweiwertige Formalismus.

Der Einbezug des Subjekts in die Logik erfordert zunächst die Erhöhung der logischen Wertzahl von zwei auf drei – später auf vier und mehr. Bereits mit der logischen Drei greift Günther ein in das Wesen von Mensch und Welt, wird dem Subjekt, der Differenz auch logisch Raum gegeben, um – mit Adorno zu sprechen – „ohne Angst anders sein zu können“. Denn mehr als zwei denken bedeutet: einer neuen Seele, einer neuen Welt auf die Spur kommen, und zugleich das Ende der alten

Welt, der alten Seele. Wer sich dagegen darauf beschränkt, wie etwa die Fuzzy-Logik mit graduellen, unscharfen Zwischenwerten (zwischen 0 und 1 bzw. Ja und Nein) oder wie die Modallogiken mit Zusatzwerten (wie: „es ist möglich“, „es ist wahrscheinlich“ usw.) zu operieren, der operiert gerade nicht mehrwertig, sondern er verlängert nur die Objekt-Logik. Er versäumt die Deutung der revolutionären Drei im Subjekt.

Eine kurze Rückblende: In der abendländischen Denktradition wird das Subjekt als Ich interpretiert und das Du der Objektseite zugewiesen. Die Welt vom Standpunkt eines irreduziblen Du her zu beschreiben, widerspricht der cartesianischen Kernidee, die das denkende Ich (Ich) und das gedachte Ich (Du) zusammenfallen lässt im „Ich denke, also bin ich“ („*cogito ergo sum*“). Das wiederum bedeutet, dass Bewusstsein überhaupt nur als subjektives Bewusstsein zugelassen wird. „Ich“ ist dann nur der Name für die generelle Kategorie der Subjektivität, die in jeder denkenden Person in gleicher Weise auftritt. Subjektivität ist aber nicht nur ein zufälliges Ich, das gerade denkt, sondern als Ich und Du mit verschiedenen ontologischen Wurzeln auch eine prinzipiell unendliche Vielfalt von Ichs, die im Denken über das reflektierende Subjekt hinausgeht, in eine Dimension, in der der ursprüngliche Gegensatz von Subjekt und Objekt hinfällig wird. Mit der gleichen Deutlichkeit, mit der wir uns von der Welt der Objekte distanzieren, wissen wir aber, dass das Du, obwohl es in der Dingwelt als objektive Grösse auftritt, selbst subjektiv ist. Im zweiwertigen Denken ist dieser Umstand jedoch logisch nicht zu fassen: Aus der Perspektive des „Ichs“ wird ein anderes Subjekt („Du“) als Objekt gesehen. Gemäss den Regeln der klassisch-zweiwertigen Logik kann von den beiden Aussagen „*Das Du ist ein Objekt*“ und „*Das Du ist ein Subjekt*“ nur eine wahr sein. Anders gesagt: Der andere Mensch, das Du, ist mir transzendent, will heissen unerreichbar. Und auch umgekehrt muss das Du als transzendent zum Ich betrachtet werden, weil es nicht ohne Rest in das Ich überführbar ist. Kitaro Nishida hat diesen logischen Sachverhalt geradezu poetisch auf den Punkt gebracht: „Denn im Grunde meiner eigenen Existenz existiert der Andere, und im Grunde der Existenz des Anderen existiere Ich. Ich und Du sind füreinander absolut andere. Es gibt kein Allgemeines, das Mich und Dich in sich subsumiert. Allein indem ich dich anerkenne, bin Ich Ich, und indem Du Mich anerkennst, bist Du Du; in meinem Grunde existierst Du, in deinem Grunde existiere Ich; Ich vereinige mich durch den Grund meiner selbst hindurch mit Dir; Du vereinigst mich durch den Grund deiner selbst hindurch mit Mir; gerade weil wir füreinander absolut andere sind, vereinigen wir uns in innerlicher Weise.“ [16]

Sobald wir einem Du zugestehen, dass es aus seiner Perspektive auch ein Ich ist und Du wie Ich grundsätzlich verschieden sind von Dingen und gleichzeitig akzeptieren, dass Du und Ich verschieden sind, so kann dieser Gegensatz in einer zweiwertigen Logik unmöglich dargestellt werden, weil sie den Unterschied von subjektiver und objektiver Reflexion nicht kennt. Denn die Reflexion auf das „Du“ – als ein dem reflektierenden Subjekt äusserliches „Ich“ – ist nicht zu vergleichen mit der Reflexion auf die ebenfalls äussere Dingwelt. In der Reflexion auf ein „Du“, das etwas anderes ist als ein Ding und einen eigenen logischen Ort einnimmt, bleibt ein „logischer Rest“ bestehen, der sich aus der logischen Differenz zwischen „Ich“ und „Du“ ergibt.

Günther bringt nun die Ich-Du-Antithese mit seiner polykontexturalen Logik der Mehrwertigkeit [17] in Beziehung. Damit kann im Gegensatz zur alten Logik die Doppelläufigkeit von subjektivem und objektivem Ich unterschieden werden: Die ichhafte Reflexion hat eine subjektive und eine objektive Komponente: Die objektive Reflexion ist für jedes erlebende Ich immer in dem anderen ihm in der gegenständlichen Welt begegnenden Ich, also dem „Du“, lokalisiert, während die subjektive Reflexion die des lebendigen, ichhaften Subjekts im Vollzug des eigenen Denkvorgangs selbst ist.

Bevor wir das Thema *Subjektivität* weiter vertiefen, soll allfälligen Missverständnissen vorgebeugt werden. Also: Die einfachste logische Stufe ist das objektive Sein, es ist reflexionslos und einwertig. Jede erlebende Subjektivität jedoch, die über ein objektives Sein reflektiert, sich also auf ein Anderes bzw. Verschiedenes bezieht, um sich dessen zu vergewissern, es somit zu denken, ist generell zweiwertig. Reflexion ist somit die zweiwertige Stufe der Logik. Alles Denken eines erlebenden Subjekts ist und bleibt in alle Ewigkeit zweiwertig. Denn nur im Rahmen dieser zweiwertigen

Erkenntnisform kann die Kommunikation und die potentielle Verständigung zwischen verschiedenen Subjekten sichergestellt werden. Sie hat also durchaus ihre Berechtigung, denn wie sonst könnte das denkende Bewusstsein sich Ordnungen in der Welt des Seins verschaffen und wie sollte Kommunikation verlaufen, wenn das „Etwas“, das gedacht und über das gesprochen und verhandelt wird, nicht durch (Seins-)Identität charakterisiert wäre. Doch die Welt, deren sich das menschliche Bewusstsein denkerisch zu bemächtigen sucht, ist ontologisch mehrwertig. Denken wir über das Wesen der Welt nach, so ist die kritische Reflexion sich immer bewusst, dass sie stets nur einen Ausschnitt aus der Gesamtheit des Wirklichen erfasst. Günther bezeichnet einen solchen Ausschnitt als *Elementarkontextur*. Von daher muss das Thematisieren eines Weltausschnittes immer von dem komplementären Wissen um die Partialität der Elementarkontextur, innerhalb derer gedacht wird, begleitet werden. „Die Welt hat unendlich viele ontologische Orte, und in jedem ist sie, wenn derselbe isoliert betrachtet wird, durch ein zweiwertiges System darstellbar. Eine Koexistenz dieser Orte aber kann nur in einem mehrwertigen System beschrieben werden.“ [18]

Das Phänomen der Subjektivität wie es sich in Denkprozessen und Entscheidungsakten äussert, ist nicht etwas, was man innerhalb der Haut eines individuellen belebten Körpers – mag das ein Mensch oder ein Tier sein – beobachten kann. Günther schlägt stattdessen folgendes Theorem vor: *Subjektivität ist ein Phänomen, das über den logischen Gegensatz des „Ich als subjektivem Subjekt“ und des „Du als objektivem Subjekt“ verteilt ist, wobei beide eine gemeinsame vermittelnde Umwelt haben.* Um Subjektivität in einer exakten, begrifflich einwandfreien Weise darzustellen, braucht man eine zweite Logik, eine Logik, die zwei einander gegenüberstehende Perspektiven des Denkens, nämlich die Richtung unseres Denkens auf das Objekt und die auf das Subjekt, miteinander vermittelt. Und damit sind wir endgültig bei der logischen Drei angekommen. Im Gegensatz zum klassischen Modell beruht das dreistellige Modell von Günther auf *zwei* Negationen:

- „Im ersten Fall setzt das Bewusstsein in den Erlebnissen: das bin ich nicht, sich negierend, von seinem Gegenstande ab, weil er nicht antwortet. Das blosse Ding ist tot und kausal gebunden. Es hat keine potentielle Transparenz für das sich ihm nähernde Erleben.
- Im zweiten Fall aber wird der Sinn: das bin ich nicht, in genau umgekehrter Bedeutung erlebt. (...) Die mir *objektiv* in der Welt begegnende Seele (das Du), der objektiv in Sprache und Schrift kristallisierte Gedanke, sind nicht ich, gerade *weil* sie antworten, weil sie mir widersprechen und weil sie eine potentielle Transparenz haben, die *nicht* die meine ist.“ [19]

Etwas formaler ausgedrückt: das zweite Negationsverhältnis zwischen Ich und Du ist nicht äquivalent dem ersten Negationsverhältnis zwischen Ich und Es. Sobald man also zusätzlich zur ersten klassischen Negation eine zweite für die gegenseitige Relation von Ich und Du einführt, erhält man eine dreistellige Logik, die sich auf der prinzipiellen Nichtidentität von Denken und Sein, von Subjekt und Objekt aufbaut. Statt zwei metaphysische Komponenten haben wir nun drei. Das „Ich“ ist über zwei Subjektivitätskomponenten verteilt. Das „Du“ teilt mit dem „Es“ Objektivität, insofern es das gedachte „Ich“ ist, und es teilt Subjektivität mit dem „Ich“, insofern es nur das inverse „Ich“ ist. Das „Es“ kann nicht mit dem klassischen, irreflexiven Objekt oder mit objektiver Objektivität identifiziert werden, denn es teilt Subjektivität mit dem „Ich“. Insofern gibt es kein vollkommen denkunabhängiges, objektives Objekt. Seine Objektivität teilt das „Es“ wiederum mit dem „Du“, insofern es Gedachtes, also abgeschlossener Prozess ist. Das „Ich“ steht ausserdem in einer reflexiven, also negierenden Position beiden, dem „Es“ wie auch dem „Du“, gegenüber, ebenso wie das „Du“ sowohl das „Es“ als auch das „Ich“ reflektieren bzw. negieren kann. Das Reflexions- oder Negationsverhältnis zwischen „Ich“ und „Es“ ist jedoch ein anderes als das zwischen „Ich“ und „Du“.

Werden „Ich“ und „Du“ vertauscht, so wird erkennbar, dass das „Du“ nur das inverse „Ich“ ist. Beide sind grundsätzlich vertauschbar, womit deutlich wird, dass beide über die zwei Komponenten der Subjektivität bzw. Reflexivität verfügen können, denn dies ist nur eine Frage der Perspektivität. Jedes „Du“ ist für sich selbst ein „Ich“. Jedes „Ich“ reflektiert jedes „Du“ als „Du“, aber auch umgekehrt reflektiert jedes „Du“ jedes „Ich“ als „Du“. Jedes „Du“ verfügt als „Ich“ über beide Subjektivitätskomponenten, und jedem „Ich“ ist das „Du“ ebenso fremd wie jede andere objektive Gegebenheit, d.h. jedes „Du“ wird von jedem „Ich“ als Objekt wahrgenommen, wobei jedoch jedes „Ich“ je-

des „Du“ als Subjekt anerkennt, ihm also unterstellt, dass es ebenfalls Subjektivität sei. Weil Subjektivität komplexer ist als Objektivität, können beide nicht mehr miteinander völlig zur Deckung gebracht werden. Und so fächert sich jetzt *Subjektivität* auf in Ich und Du, so dass die Wirklichkeit im idealistischen Sinn nun drei Komponenten enthält: Es (die alte „Objektivität“) und Ich und Du (das neue Thema „Subjektivität“). Von da geht es dann weiter zur Pluralität des Wir, Ihr und Sie. Die Architektonik der Vernunft ist also mindestens triadisch (in der Vermittlung von Ich, Du und Es), dehnt sich aber (im Wir, Ihr, Sie) prinzipiell auf eine unendliche Zahl von Stellen aus. Was bei Gotthard Günther *„Distribution der Subjektivität über viele verschiedene Ich-Zentren“* genannt wird, drückt Flusser auf poetische Weise aus: „Das Ich ist das, welches vom Du Du genannt wird, das Ich ist das Du des Du“.^[20]

Während in der alten Logik irrtümlich angenommen wird, dass sich die Gegensätze von Ich und Es genau mit denen von Subjekt und Objekt decken, so ist im dreistelligen Modell das Es ein Ergebnis von Objektivität und Ich-Subjektivität und das Ich ist aus einem Anteil von Ich-Subjektivität und einem zweiten Anteil von Du-Subjektivität aufgebaut. Im Gegensatz zur alten Logik ist das dreistellige Modell kein identitätslogisches, sondern nunmehr ein reflexionslogisches. Wirklichkeit bzw. Existenz tritt nun in drei metaphysischen Varianten als „Ich“, „Du“ und „Es“ auf. Damit kann „Ich“ nicht mehr mit „Subjekt“ und „Es“ mit „Objekt“ verwechselt werden. „Die Inder, die soviel bessere Metaphysiker sind als wir Europäer, besitzen ein Gleichnis, das Buddha zugeschrieben wird und das den Sachverhalt trefflich erläutert. Wirklichkeit wird dort den Ährengarben verglichen, die zur Zeit der Ernte aufrecht aneinandergelehnt auf den Feldern aufgestellt werden. Damit sie aufrecht stehenbleiben, sind gerade drei Garben nötig. Buddha vergleicht nun die Wirklichkeit nicht mit den Garben, sondern mit dem Aufrechtstehen, das durch das Aneinandergelehntsein der drei Garben zustande kommt. Das Gleichnis hat mit unserer Denkweise gemein, dass hier die Wirklichkeit ganz unontologisch interpretiert wird. Die Wirklichkeit ist nicht die seienden Garben, sondern das stofflich nicht existierende Aufrechtstehen. Wir gehen nicht ganz so weit und geben zu, dass die Wirklichkeit auch als Sein gedacht werden müsse, fügen aber mit Hegel hinzu, dass das ihr geringstes und unwesentlichstes Moment ist. (...) Was wir Wirklichkeit nennen, ist das Gewebe aus diesen drei Komponenten – und nicht die Komponenten selbst. Das Gesetz aber, nach dem jenes Gewebe gesponnen ist, ist der ‚Gegenstand‘ der mehrwertigen Logik.“^[21]

Jetzt gibt es kein absolutes Subjekt mehr, etwa im Sinne des Kant'schen Transzendentalsubjekts, sondern nur noch eine Vielheit logisch gleichberechtigter Subjekte. „Jedes Einzelsubjekt begreift die Welt mit derselben [klassischen] Logik, aber es begreift sie von einer anderen Stelle im Sein. Die Folge davon ist: insofern, als alle Subjekte die gleiche Logik benutzen, sind ihre Resultate gleich, insofern aber, als die Anwendung von unterschiedlichen ontologischen Stellen her geschieht, sind ihre Resultate verschieden. Dieses Zusammenspiel von Gleichheit und Verschiedenheit in logischen Operationen wird durch die Stellenwert-Theorie der mehrwertigen Logik beschrieben. Die zusätzlichen Werte sind hier überhaupt nicht mehr Werte im klassischen Sinn (*in diesem Sinn gibt es in der Tat nur zwei Werte*), sie repräsentieren vielmehr die unterschiedlichen ontologischen Stellen, an denen zweiwertige Bewusstseinsoperationen auftreten können.“^[22]

Das reflexionslogische Modell hat hermeneutischen Charakter, steht es der Interpretation doch frei, die drei Stellenwerte entweder mit den thematischen Motiven Ich, Du und Es zu identifizieren oder aber mit den drei Komponenten Sein (Objektivität), Sinn (erste Subjektivität) und Akt oder Kommunikation (zweite Subjektivität). Beide Interpretationen sind einander ebenbürtig und können dreiwertig-widerspruchsfrei nebeneinander durchgeführt werden. Neben den beiden klassischen metaphysischen Komponenten von reiner Subjektivität und reiner Objektivität – oder man kann auch sagen von Denken und Sein –, stipuliert Gotthard Günther als ebenbürtigen dritten Wert den „Reflexionsprozess“. Dieser „ist weder ein objekthaftes Ding, noch ist es ein Subjekt. Im ersten Fall fehlt ihm die Eigenschaft der echten Gegenständlichkeit, im zweiten aber die der Ichhaftigkeit.“^[23] Mit dem Reflexionsprozess des denkenden Subjekts wird das Sein als einziges Thema der klassischen Logik um das Thema des Sinns erweitert, womit der Grundstein einer polykontexturalen Logik gelegt ist.

Fassen wir zusammen: Um den Mehrwert des Subjektiven zu formalisieren ist eine mehrstellige Beschreibung erforderlich, die Subjektivität nicht objektiviert – als Studienobjekt oder Gezähltes einführt und behandelt –, sondern unmittelbar, direkt und damit wieder bewusst im Leben vermittelt und das bisher Verdrängte – die Zeit, die Bewegung, den Körper, das Begehren, das Andere, das Nichts usw. – in den logischen „Kalkül“ miteinbezieht. Mit dem Eintritt des Subjekts in die Logik, mit der logischen Drei als erstem Baustein [24] einer „mehrstelligen Logik“ ist der Ausbruch aus dem zweiwertigen Entweder-Oder-Duell geschafft. „Denken“ und „Subjektivität“ erscheinen jetzt als eine grundsätzlich über mehrere Pole und Zentren verstreute Ereignis-Funktion. Von nun an heisst „mehrstellig“ denken ein Drittes zwischen und über Denken und Sein zu denken, das nicht hierarchisch „über“, sondern im wahrsten Sinne des Wortes „zwischen“ Denken und Sein ist, nämlich als Vollzug des Denkens selbst, eben als Reflexionsprozess. Vielleicht haben wir es einfach vergessen, nämlich dass Denken im Prinzip immer schon eine dezentrierte, zerstreute und multiple, also keinesfalls eine universale und ichbezogene Funktion gewesen ist.

Wir sind in der polykontexturalen Logik angekommen. Günther nennt sie polykontextural: „*poly*“ deshalb, weil sich die hierarchische Pyramide der einen und einzigen Objekt-Welt in viele verschiedene, verteilte Orte auflöst, und „*kontextural*“ deswegen, weil diese Orte kontextabhängige Perspektiven und Positionen markieren, die nur aus ihrer jeweiligen Umwelt heraus zu verstehen sind. Die klassisch-zweiwertige Logik hat nach wie vor ihre Gültigkeit, aber sie wird auf lokale Orte eingeschränkt. Die Koexistenz dieser lokalen Orte und ihr komplexes Zusammenspiel wird nun in der mehrstelligen Orts- und Stellenwertlogik der Polykontexturalitätstheorie beschrieben und registriert. Allgemein formuliert erforscht und beschreibt die polykontexturale Logik parallele und nicht-hierarchische, nicht-lineare Relationen in einem dynamisch-offenen und komplexen Pluriversum.

Setzen wir das Neue der Mehrstelligkeit in Beziehung zu den Grundfunktionen der alten zweiwertigen Objekt-Logik, so beinhaltet Mehrstelligkeit:

1. Das Subjekt wird aus dem konfrontativen Dualismus des Entweder-Oder befreit und kann in einer „dritten Position“ frei gedacht werden. Diese Befreiung ist identisch mit der Auflösung oder besser der Neukonstellierung der traditionell binären Oppositionen wie „Sein vs. Nichts“, „Geist vs. Materie“ oder „Innen vs. Aussen“. Ihr *Schlüssel-Operator* ist der *Sprung*, der *Ortswechsel* [25]. Aus der bisherigen Zwei wird mindestens eine Drei: Zu der ursprünglichen Differenz von Subjekt und Objekt bzw. von Denken und Sein kommt jetzt eine zweite Differenz hinzu, in der das Subjekt zugleich in und von sich selbst, seinem eigenen Reflexionsprozess unterschieden wird. Die Beziehung zwischen „Denken und Sein“ wird jetzt dreipolig, nämlich erstens „Denken“ und zweitens „Sein“ und drittens „Denken als Vermittlung von ‚Denken und Sein‘“. Von nun an heisst die Aufforderung an das Denken: Eintreten in das Spannungsfeld von mindestens drei Polen, was Verwandlung des kognitiven Raumes bedeutet und nicht bloss kognitiver Positionswechsel im Raum.
2. Weil zur klassischen Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt zusätzlich jene zwischen Ich und Du, zwischen Subjekt A und Subjekt B hinzukommt, so wird aus der Universalkontextur, d.h. aus der einen und einzigen Objekt-Welt, die für alle absolut identisch ist, jetzt ein *Netz* der einzelnen subjektiven Weltbilder und Perspektiven. Das Faktum, dass ein Ich die Welt anders wahrnimmt als ein Du, ist jetzt weder Irrtum noch Fehler oder Sünde, sondern Bedingung für Interaktion und Dialog – und das bedeutet Vermittlung und Verknüpfung von Unterschieden. Das konfrontative Entweder-Oder wird abgelöst durch ein mediales Dazwischen- und Darin-Sein.
3. Klassisch sucht man nach der Wahrheit, nach der richtigen Sicht der Dinge, oder auch nach der gemeinsamen guten Absicht und den gemeinsamen Zielen. Erst durch diese Aufhebung der Gegensätze in einer höheren Instanz wird auch der Konflikt gelöst. Dieses Lösungsmuster ist zutiefst *hierarchisch* aufgebaut. Transklassisch hingegen sucht man nicht mehr das Heil in der absoluten Wahrheit oder der nächsthöheren Instanz. Aufgrund der mit sich selbst nicht identischen Subjektivität und Objektivität verlieren die Werte „wahr“ und „falsch“ ihren absoluten Charakter.

ter. „Wahr“ ist deshalb kein einfacher logischer Wert mehr, weil das Wahre in der Ich-Du-Beziehung eine andere logische Struktur zeigen muss als in der Ich-Es- oder der Du-Es-Beziehung. Das bedeutet: Die polykontexturale Logik ist keine „wahr-falsch-Logik“ mehr, schliesst aber die klassische „wahr-falsch-Logik“ mit ein. Die Werte „wahr“ und „falsch“ behalten innerhalb eines transklassischen Systems nur noch in sehr begrenzten Bereichen eines Realitätszusammenhangs ihre Gültigkeit. Damit eröffnet die Mehrwertigkeit die Möglichkeit, anderes als *wahr* anzunehmen oder zumindest für möglich zu halten, ohne die Wahrheit des eigenen Standpunktes aufgeben zu müssen. Das hat bedeutende praktische Konsequenzen. Konfliktlösungen bestehen nun nicht mehr aus der Suche nach der „objektiven Wahrheit“ und der Einnahme einer übergreifenden, globalen Perspektive. Transklassisch gesprochen geht es vielmehr darum, die verschiedenen Perspektiven und die unterschiedlichen „Kontexturen“ involvierter Akteure (Interessen, Sichtweisen, individuelle Wahrheiten, persönliche Landkarten der Welt usw.) in all ihrer Verwobenheit, Unterschiedlichkeit und Komplexität miteinander ins Spiel, in ein wechselseitiges Gespräch zu bringen und die beteiligten Sichtweisen zu *vermitteln*.

Mit dem Sprung, dem Ortswechsel, ist logische Subjektivität Dynamik. Das kommt darin zum Ausdruck, dass Subjektivität jetzt nicht mehr bloss passive Kontemplation vor einer übermächtigen Objektwelt ist, sondern sich als Praxis, als Handlung erkennt und behauptet. So gesehen ist „die mehrstellige Logik als Logik des Subjekts eine Logik des Willens, der Praxis, des Zukünftigen, des unaufhörlich Möglichen und Neuen, eine Prozess-Logik des Immer-Unfertigen. Deshalb operiert sie auch inhaltsfrei, also jenseits von wahr und falsch. Ihr Inhalt ist Negativität, also buchstäblich Nichts. Aber Nichts ist jetzt nicht mehr nichts, sondern Ereignis-Raum, Projekt-Raum, in den hinein sich das Subjekt entwirft, ereignet, verwirklicht. *Mehrstellige Logik ist Nichts-Logik – nämlich jene Logik, die beschreibt, wie das, was bisher zweiwertig nur ‚Nichts‘ sein durfte, etwas wird.* Sie beschreibt die Formgesetze des Wirklich-werdens der ehemaligen Nichtse, die jetzt als wirkliche Nichtse eben keine Steine mehr sind, sondern eine neue, dritte, eigene Seinsart diesseits von Subjekt und Objekt – also die *Auferstehung des Subjekts von den Toten.*“ [26]

Keimlinge der Transformation

Zu wissen, wo man steht, kann enorm befreiend sein. Zu wissen, wohin man sich auf welchem Weg befindet, eröffnet neue Möglichkeiten der Selbst- und Welterschliessung. Denn die Wege sind nicht vorgegeben, sie müssen nicht nur gewählt, sondern auch neu entdeckt und gegangen werden. Um auf den Weg zu einer neuen, polykontexturalen Denk- und Handlungskunst zu gelangen, ist ein rigoroser Kontextwechsel erforderlich, der keine Brücke, wohl aber ein Sprung ist. Für ihn gilt, was Heidegger vom Sprung „von den Wissenschaften her zum Denken“ sagt: „Wohin er uns bringt, dort ist nicht nur die andere Seite, sondern eine völlig andere Ortschaft“. Neue Wege entdecken und gehen setzt voraus, dass man den passivischen Daseinsmodus verlässt und in den aktivierenden eintritt. Also in den Fluss steigen und schwimmen statt sich behaglich und träge am Ufer aufzuhalten, von wo aus man bequem sich der reinen Beobachtung des Lebensflusses und des Schauspiels der Welt widmet.

Alles ist im Fluss und wir schwimmen. Na und? Was heute noch das Höchste und Beste ist, erweist sich morgen als Hemmschuh. Keine Erleuchtung, mag sie noch so tief reichen, reicht allein aus, um uns durch die Verwobenheit unserer Welt zu weisen. Was heute die Erleuchtung ist, kann sich morgen schon als Unheil erweisen. Umgekehrt kann das, was heute eine Last ist, in einem anderen Zusammenhang die Lösung sein. Was da ist, muss angenommen werden – mit der Hälfte zu leben macht arm. Wenn beides immer schon da ist, warum es nicht annehmen, sowohl das Positive wie das Negative? Was da ist, ist nicht nur das vergegenwärtigte Vergangene, es ist auch das Zukünftige. Auch es muss angenommen werden, jedoch nicht als Vergangenes, d.h. Noch-Nicht-Vergangenes, sondern als allgemeine Ermöglichung des jetzigen Lebens.

Jede Erleuchtung wirft einen Schatten, nämlich den Schatten der Erleuchtung. Ohne diesen Schatten ist kein Licht, beide gehören zusammen, keines ist ohne das andere. Warum also den Schatten ausschliessen? Der Grund ist einfach: unser Glaube an die Identität. „Eine ‚Identität‘, ob

sie sich als persönliche oder als kollektive präsentiert, kann ja nur attraktiv und wertvoll werden, wenn Menschen sich voneinander unterscheiden wollen, ohne sich hierarchisch voneinander abheben zu dürfen. (...) Meine Identität besteht in dem Komplex meiner unrevidierbaren persönlichen und kulturellen Trägheiten. (...) Die Wirklichkeit meines Seins wird durch die Summe dessen garantiert, was mich besitzt. Die Identischen nehmen sich als Ready-made und treten mit sich selber in der Dokumentenmappe unter das weite Dach der Werte mit Bewährungsanspruch. Sie stellen sich als Trägheitssysteme vor und fordern für diese die Verklärung, indem sie dem in ihnen abgesetzten Inerten den höchsten kulturellen Wert zusprechen. Mochten die Stoiker der Antike ihr Leben dem Versuch gewidmet haben, durch stetiges Üben in sich die Statue aufzustellen, die in unsichtbarem Marmor ihr bestes Selbst herausarbeitet – die Modernen finden sich als fertige Trägheitsplastik vor und stellen sich im Identitäten-Park auf, gleich, ob sie den ethnischen Flügel wählen oder das individualistische Freigelände bevorzugen." [27]

Neue Denkformen brauchen als existentielles Fundament neue Erlebnisweisen. Denken, Wollen, Fühlen und Intuition bedingen und ermöglichen sich gegenseitig. Sie können sich allerdings in der Handlung auch gegenseitig paralisieren. Ein kreativer Gedanke entsteht im Milieu einer affektiven Gestimmtheit und erzeugt Gefühle. Wenn das Neue, der neue Gedanke, die neue Einsicht das Gefühl der Angst erzeugt, wird der neue Gedanke wieder verdrängt. Es fehlt dann das gefühlsmässig akzeptierende Milieu für die Gedankenentwicklung. Ein Gefühl, das neue Horizonte eröffnet, gar Bewusstseinsweiterung verheißt, kann vom Denken zurückgezwungen werden, wenn das Denken nicht die Flexibilität und Operativität besitzt, es zuzulassen, vor allem wenn sich das Denken und die Identität der Person oder der Institution bedroht und in Gefahr sieht.

Vielleicht sollten wir den Versuch wagen, den Menschen mit seinen neuen Denk- und Erlebnisformen – den neuen transklassischen Menschen? – kurz zu charakterisieren. Rudolf Kaehr tut dies folgendermassen: [28]

- ein Zusammenspiel von Durchblick und Überblick als Vermittlung von Hierarchie und Heterarchie, die ihm den Weitblick eröffnet,
- die Fähigkeit der Verwerfung von Dualitäten (sich nicht in Entweder-Oder-Duellen verstricken),
- die Rejektion (Absehung) als Operator für Kreativität,
- die Hineinnahme der Grenzen in seine Welt,
- die Bildung von Komplexität und Simulationen,
- die Fähigkeit der Selbstreflexion und Selbstübersteigerung durch Denken auf vielen Ebenen und um viele Ecken herum,
- die Anerkennung der Fremdheit des Anderen,
- Respekt und offen für die Überraschung durch Neues.

Heiterkeit und Gelassenheit kennzeichnet seinen Umgang mit Dichotomien, Höhen und Abgründen, Glück und Verzweiflung, Gewissheit und Verwirrung. Er ist immun gegen jedwede Form des Pathos und Alarmismus. Ihn kennzeichnet „die postheroische Schlüsselgeste der Ironie als Indikator einer Fähigkeit zur Selbstrelativierung und Selbstdistanz sowie als deren Kehrseite Nüchternheit, Bescheidenheit und Demut." [29]

Das ist eine mutige Charakterisierung mit hohem Anforderungsprofil. Damit unterscheidet sich der trans-klassische Mensch von klassischen Phantasien der Übersteig(er)ung durch Superman und Supergirl als Allmachtsphantasie, als Held, der die klassischen Werte des Wahren, Guten und Schönen verteidigt oder als Anti-Held, „Mann ohne Eigenschaften“, der im Dienste der „Dunklen Seite der Macht“ steht, sondern verkörpert – und ist sich dieser Verkörperung bewusst – die heutige Bewusstseinslage als immer schon doppelt und gegenläufig paradox bestimmter: als Schaffender und Geschaffener, als Besitzer und Besessener, als Befreiender und Entfreiender, als Unternehmer und Unternommener.

Es sind die komplexen Tendenzen der Gegenwart selbst, die jeden Einzelnen in seinen klassischen Denk- und Lebensformen überfordern. Dabei besteht der Hauptkonflikt darin, dass wir unser Erleben mit den Kategorien alter Denkformen interpretieren und damit im alten Dualismus von Denken und Erleben hängenbleiben und nicht aus ihm herausfinden. Selbst dort, wo wir ansatzweise neue Denkweisen erproben, belasten wir sie oft mit alten Gefühlen. Zu konstatieren sind da auch Unsicherheit vor einem Verlust an Orientierung, an Eindeutigkeit und an Gewissheit. Das löst natürlich den Wunsch nach Übersichtlichkeit, Ordnung und Beherrschbarkeit aus. Doch sich auf den Weg machen und polykontexturale (Denk-)Landschaften erkunden wollen, heisst Wagnisse eingehen; es wartet Unbekanntes, es warten überraschende Begegnungen mit Neuem. Da hilft kein „Prozesse beherrschen wollen“, wie es der zweiwertig-rational geschulte westliche Geist immer gerne möchte, kein ausgeklügeltes Prognostizieren, Planen, Entwerfen und Theoretisieren. Erforderlich ist schlicht ein Tun, ein Handeln – welches notabene das Konzept für das Handeln selbst erzeugt – und vor allem eine mentale Umstellung, die Gotthard Günther als den Übergang „von der Wahrheit des Denkens zur Pragmatik des Handelns“^[30] bezeichnet. Bei Wagnissen ist es eben nicht anders als bei Evolutionen: Sie entstehen nicht durch Langfristpläne, sondern durch stimulierende Versuchs-Handlungen im Hier und Jetzt. „Die Höhen der Evolution sind nicht im Schnellgang zu erreichen. Selbst die schwierigsten Probleme sind zu lösen, und die steilsten Höhen lassen sich erklimmen, wenn man nur einen langsamen, allmählichen, Schritt für Schritt gangbaren Weg findet.“^[31]

Auf dem Weg in polykontexturale (Denk-)Landschaften ist die prominente Aufgabe die „Irritation“, d.h. die Erschütterung der eigenen bisherigen Denk- und Handlungsweisen. Irritieren heisst, Ermöglichungsbedingungen schaffen, die zu Suchprozessen für neue Denk- und Handlungsmuster ermutigen. Diese Suchprozesse sollen etwas Neues, noch Unbekanntes hervorbringen, von dem man aber nicht wissen kann, wo und wie es zu finden ist. Deshalb sind sie auch nicht plan- und steuerbar. Die mit der „Irritation“ einhergehenden Unsicherheiten gilt es nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern – zumindest in Massen – sogar zu fördern, und nicht versuchen, diese mit ausgeklügelten Methoden und Vorgehensweisen zu absorbieren. „Wüsste der Handelnde, was er erreichen will, so wäre er ein blosser Exekutant; die Ausführung könnte er ebenso gut Gehilfen, am Ende Maschinen überlassen. Weiss er es nicht, so hilft allerdings auch keine Wiedererinnerung, sondern nur das Tun selbst, ein versuchendes Tun, das buchstäblich kein Ziel hat.“^[32]

Wir sollten uns allerdings nicht wundern, wenn manche Zeitgenossen sagen, weshalb soll ich mir Gedanken und Überlegungen zu einer polykontexturalen Logik machen, was habe ich davon, es ist doch lediglich ein Glasperlenspiel, etwas, das man zum blossen Zeitvertreib tut, ohne jede Relevanz für mich und uns Menschen. So kann man sich getrost weiterhin dort aufhalten, wo man sich schon immer aufgehalten hat – und einmal mehr der unbequemen Einsicht ausweichen, wonach sich nichts ereignet, was man nicht selbst herbeiführt. Mit anderen Worten: Sobald Neues auftaucht, das man nicht sehen will, irritiert man auch nicht die eigenen Denk- und Handlungsweisen; jedes Wissensstreben stösst dann an seine Grenzen. Das mag durchaus auch mit Angst vor Neuem zusammenhängen. Meiner Erfahrung nach widerspiegelt die Neigung, etwas Neues zu unternehmen, auch das Vermögen mit Unsicherheit und Angst umzugehen, durchaus abhängig von der jeweiligen Radikalität der Neuerung. Das bedeutet, man muss versuchen die Grösse der Aufgabe mit dem Vermögen mit Angst – seiner eigenen und jener seiner Mitmenschen – umzugehen, in Einklang zu bringen.

Angst erzeugt Sorge um das Leben und diese quälende Sorge blockiert die Quelle der Lebenskraft. Trotzdem sollten wir nicht vergessen: Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen, beispielsweise sein psychisches Leben kontinuierlich weiterentwickeln, sich wandlungsfähig erhalten, sein Leben nähren. Damit das gelingen kann, muss man sich von allem verabschieden, was die Lebenskraft blockiert. Also: Nicht wie ein Neurotiker an diesem oder jenem Ereignis in seiner Vergangenheit kleben bleiben, kein „Verklemmtsein“ eines Affektes infolge eines pathogenen Umstandes, von dem man sich nicht lösen kann, keine Trägheit, wo die Libido die immer gleichen Besetzungen vornimmt, denn die Libido hat immer eine Aversion, eine alte zugunsten einer neuen Position aufzugeben, weshalb sie durch Anklammern, Festhalten und Fixierung zur Lähmung tendiert.

Vom alchinesischen Denken können wir lernen, dass man sein Leben nur „nähren“ kann, wenn man nicht krampfhaft am Leben festhält, sein Denken nicht vom Leben beherrschen lässt. Das scheint mir für den spätmodernen, hyperaktiven und hyperneurotischen Menschen in der westlichen Leistungs- und Aktivgesellschaft allerdings eine ziemlich grosse Herausforderung zu sein. Für ihn rast alles vorüber, nichts verspricht Dauer und Bestand. In ihm herrscht das nervöse und unruhige Gefühl, dass nicht nur sein Leben, sondern auch die Welt überhaupt radikal vergänglich geworden ist. Deshalb dieser zwanghafte Versuch, dieses blosse Leben unbedingt gesund zu erhalten. Bereits Nietzsche hat angekündigt, dass nach dem Tod Gottes die Gesundheit sich zu einer neuen Göttin erheben werde – und in der Tat ist Gesundheit zu so etwas wie einem Fetisch geworden, man trägt sie täglich wie eine Monstranz vor sich her, von den damit beauftragten Instanzen inzwischen digital überwacht, ob sie auch respektvoll angebetet wird. In hektischen Zeiten gilt es den heranbrausenden, sich aufdrängenden Reizen Widerstand zu leisten, ihnen ein Nein entgegenzusetzen, denn sofort reagieren und jedem Impuls zwanghaft folgen führt zur Erschöpfung, zur Erlahmung der Lebensenergie. Was nützt ist die Negativität der Unterbrechung. Erst sie ermöglicht die Aufmerksamkeit (wieder) auf das Andere zu richten.

Lässt sich denn mit einiger Gewissheit sagen, welche Vorbereitungen die erforderlichen Voraussetzungen schaffen, um in der artistischen Disziplin „Erkunden von polykontexturalen (Denk-)Landschaften“ sich bewähren zu können? Zunächst ist daran zu erinnern, dass der Übergang von der alten zu einer polykontexturalen Logik in erster Linie ein Willensakt und erst in zweiter Linie eine theoretische Prozedur ist. Wenn dies richtig ist, dann ist es ganz unmöglich, dass man in einer Kultur in spiritueller Kontinuität leichtfüssig von einem Typus des Denkens zu anderen Typen übergehen kann. Denn jede Logik repräsentiert eine ursprüngliche metaphysische Haltung und damit eine ganze Kulturtradition und sogar eine ganze geschichtliche Epoche. Wenn also der Übergang zu einer polykontexturalen Logik primär ein Willensakt ist, der sich eines neuen Bewusstseinsniveaus bemächtigt, so kann das – geschichtsmetaphysisch betrachtet – nur bedeuten, dass der Mensch sich von einer historischen Epoche lossagt und eine neue beginnt. Da sind wir übrigens bereits bei einer der erforderlichen Voraussetzungen angelangt: Sich befreien von all den grossen Dualismen, die der Westen noch heute wie ein Kreuz trägt.

Begeben wir uns auf die Ebene eines einzelnen Menschen, so kann die Antwort auf die obige Frage nur lauten: „Üben, üben, üben!“ Allerdings wird sogleich die Gegenfrage gestellt werden, was denn konkret zu üben ist. Darauf antworten der Rockstar der Anti-Korrekten Jordan Peterson mit „Bring dein Leben in Ordnung!“^[33] und Peter Sloterdijk mit „Du musst dein Leben ändern!“. „Du musst dein Leben ändern! – so lautet der Imperativ, der die Alternative von hypothetisch und kategorisch übersteigt. (...) Er gibt das Stichwort zur Revolution in der zweiten Person Singular. Er bestimmt das Leben als ein Gefälle zwischen seinen höheren und niederen Formen. Ich lebe zwar schon, aber etwas sagt mir mit unwidersprechlicher Autorität: Du lebst noch nicht richtig. Die numinose Autorität der Form genießt das Vorrecht, mich mit ‚Du musst‘ anzusprechen. Es ist die Autorität eines anderen Lebens in diesem Leben. Diese trifft mich an in einer subtilen Insuffizienz, die älter und freier ist als die Sünde. Sie ist mein innerstes Noch-nicht. In meinem bewusstesten Moment werde ich vom absoluten Einspruch gegen meinen *status quo* betroffen: Meine Veränderung ist das eine, das not tut. Änderst du daraufhin dein Leben wirklich, tust du nichts anderes, als was du selber mit deinem besten Willen willst, sobald du spürst, wie eine für dich gültige Vertikalspannung dein Leben aus den Angeln hebt.“^[34] Dieser ethische Imperativ kann fürs erste „nur dadurch befolgt werden, dass die Übenden sich ihre Übungen als Übungen, das heisst als den Übenden engagierende Lebensformen, bewusst machen.“^[35] Dabei zielt er keineswegs darauf hin, was Prediger und Propagandisten in allerlei Büchern und Vorträgen über Gesundheit, Ernährung, Esoterik usw. verbreiten und mit ihrem Pseudo-Wissen nach dem fischen, was man heutzutage „persönliche Entwicklung“ nennt.

Es geht um *Keimlinge der Transformation*, um die Frage, *wie und in welchen Formen und Inhalten sich Übergangsprozesse* in Richtung einer polykontexturalen Logik abspielen können. Dies gilt es in den Bereich der alltäglichen philosophischen Reflexion zu integrieren, „sonst besteht die Gefahr,

dass das europäische Denken, das faul mit den Idealen bricht, die es geschaffen hat, in einen gesellschaftlich schädlichen Irrationalismus umkippt." [36] Zwischen *Keimlingen der Transformation* und *Üben* gibt es einen engen Zusammenhang: Polykontexturales Denken üben ist wie Musik üben. Will man mit seinem Instrument eine gewisse Meisterschaft erreichen, muss man täglich viele Stunden üben, was sehr anstrengend sein kann. Üben bedeutet Anstrengung, Ausdauer, Konzentration, Geduld, keine Ablenkung, Verzicht auf Anderes. Das heisst, dem Übenden muss klar sein – oder von einem Dritten deutlich gemacht werden –, dass es darauf ankommt, die Übungen tatsächlich auszuführen und nicht darüber zu *raisonnieren*. Eine Klaviersonate gut spielen bringt man nur zustande, indem man übt und wieder übt. Kein Gerede über Klaviersonaten und über die richtige Art, sie zu spielen, kann das praktische Üben und Spielen ersetzen.

Damit sind wir bei einem wichtigen Keimling angekommen. Will der Übende sich ernsthaft auf das Üben einlassen, so muss er sich vorgängig „entleeren“, sich von seinen habituellen Gewohnheiten und Automatismen, seinen eingefahrenen mentalen Mustern, Meinungen und konfusen Vorstellungen, auf die er fixiert ist, freimachen. Beobachten wir doch einmal unvoreingenommen und achtsam unser Verhalten im Alltag. Was fällt uns auf? Wir sind Gewohnheitstiere. Sehr viele Tätigkeiten führen wir gewohnheitsmässig aus, ohne nachzudenken, mechanisch, gleichsam „bewusstlos“. In Abwandlung des Satzes von Watzlawick „Wir können nicht nicht kommunizieren“ können wir durchaus die These wagen: „Der Mensch kann nicht nicht üben“ – das betrifft auch die Verbesserung seiner alltäglichen Gewohnheitsmuster. „Die ‚Gewohnheit‘, als Wort wie als Sache, steht für die faktische Besessenheit der Psyche durch einen Block von schon erworbenen und mehr oder weniger irreversibel verkörperten Eigenschaften, zu denen überdies die zähe Masse der mitgeschleppten Meinungen gerechnet werden muss. Solange der Block unbeweglich verharrt, kann die neue Belehrung nicht beginnen. Dass Beobachtungen dieser Art auch in der asiatischen Welt gesammelt und festgehalten wurden, zeigt die bekannte Anekdote von dem Zen-Meister, der beim Eingiessen von Tee in eine Tasse zum Erstaunen seines Schülers nicht haltmachte, als die Tasse voll war, sondern fortfuhr einzugiessen. Damit sollte gezeigt werden, man könne einen vollen Geist nichts lehren. Das Studium besteht dann im Nachdenken über die Frage, was zu tun sei, um die Tasse zu leeren. Ob die neu gefüllt werden soll oder ob die Leere, einmal erreicht, als Eigenwert gepflegt wird, ist ein anderes Thema.“ [37] Wie dem auch sei, ist das Bewusstsein von der Gewohnheitsnatur menschlichen Verhaltens einmal erwacht, kann man zu den Gewohnheiten ohne innere Kämpfe auf Distanz gehen. Jetzt kann das, was der Mensch bislang als persönliche Identität betrachtet und gehegt hat – jenen Komplex an vermeintlich unrevidierbaren persönlichen und kulturellen Trägheiten –, flüssiger werden. Er tritt aus sich heraus, betrachtet sich sowohl mit Hilfe anderer innerer Ichs als auch mit Dus als Zeugen.

Die Diamond-Technik als Praxishelfer

Jetzt sind wir an einem Punkt angelangt, wo wir auf die Diamond-Technik [38] eingehen wollen. Sie ist ein sehr einfaches, äusserst pragmatisches und effektives Spiel, um gefrorene Denkweisen und Gefühle aufzubrechen. Die Diamond-Technik ist eine erste Einführung und Einübung in das transklassische Denken und Erleben im polykontexturalen Weltbild. Anders gesagt: Mit ihr gelingen erste Schritte in Richtung einer neuen Denk- und Handlungskunst in polykontexturalen (Denk-)Landschaften, ohne dass es zwingend notwendig ist, Kenntnisse über die Polykontexturalitätstheorie zu haben.

Fragen und Aufforderungen sind die sprachlichen Grundoperationen in der Diamond-Technik – und das nicht wie im klassisch-zweiwertigen Denken mit Dyaden wie ja-nein, wahr-falsch, gut-schlecht, sondern in triadischer Form von wahr-falsch-Kontext(ur) oder Operator-Operand-Operation. Sie bilden die Brücke für das gemeinsame Gespräch, einen co-kreativen Dialog, in dem gemeinsam Neues entdeckt wird. Mit Fragen soll der Geist geweckt werden. Es sollen nicht nur verschiedene Positionen in einer Aufstellung bzw. einer Ordnung eingenommen und dabei die Gefühle erlebt, sondern auch die geistigen Prozesse sollen erkannt und gedacht werden.

Begonnen wird immer mit einem *Satz*, mit dem ein Klient sein Problem zum Ausdruck bringt. Dazu wird ein *Gegen-Satz* gebildet, der ein wohlgeformtes Ziel beinhaltet, wie der Klient von der Problemsituation zur entsprechenden Lösung kommt. Dieser Gegen-Satz braucht nicht notwendigerweise eine klassische Negation zu sein, so wie wir es in unserer gewohnten – und im Grunde „fundamentalistischen“ – Denkwelt kennen, in der es nur ganz klar Gutes und Schlechtes, Wahres und Falsches, Erlaubtes und Verbotenes, Schwarz und Weiss gibt. Er kann auch einfach nur aus einer Gegenüberstellung von zwei unterschiedlichen Momenten bestehen. Beispielsweise möchte die Person A aus der alltäglichen Routine ausbrechen und zum bewusst Üben werden. Sie formuliert ihr Problem in der Form des Satzes „Ich verharre immer in der alltäglichen Routine“ und stellt diesem – als Gegen-Satz – sein Ziel „Ich will zum bewusst Üben werden“ gegenüber.

Im dritten Baustein der Diamond-Technik wird ein neues logisches Motiv eingeführt: die Frage nach dem *Sowohl-als-auch*. Dieser Baustein wird nach dem griechischen Wort für „Fülle“ als *Pleroma* bezeichnet. Das Pleroma ist „voll“ von dem Inhalt des Satzes und dem Inhalt des Gegen-Satzes. Konkret lauten die Fragestellungen hier: *Was haben das Problem und das Ziel gemeinsam? In welchem Sinne sind sie einander ähnlich? Was ist die Kategorie oder der Rahmen, dem beide angehören?* In unserem Beispiel antwortet die Person A auf die Frage nach dem Sowohl-als-auch von „in der alltäglichen Routine verharren“ und „zum bewusst Üben werden“, dass es ihm sowohl bei dem einen als auch bei dem anderen immer darum gehe, krisenhafte Situationen zu meistern. Die Frage nach dem Pleroma kann oft eine völlig neue Dimension des Problemverständnisses enthüllen. Um sie beantworten zu können, bedarf es gewissermassen eines „Heraustretens“ aus der bisherigen Vorstellung von Problem und Lösung. Denn nur „von aussen“ fallen einem die Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten zwischen den beiden Feldern überhaupt auf. Mit dem Blick von aussen erscheinen Problem und Lösung nun nicht mehr unbedingt als völlig entgegengesetzt, schwarz und weiss, Man verlässt den engen Rahmen von „das Problem ist schlecht und das Ziel ist gut“. Problem und Ziel relativieren sich und werden in einen Bezug zu anderen Aspekten gebracht. Mit der Frage nach dem Pleroma – dem Gemeinsamen von Problem und Lösung – kommt ein Drittes ins Spiel. Dadurch werden nicht nur eindeutige Zuordnungen von Gut und Schlecht hinterfragt und gelockert, sondern es wird der erste wichtige Schritt in Richtung einer *Problem-Auflösung* getan, was etwas entscheidend anderes ist als eine übliche *Problem-Lösung*. *Problem-Auflösung* heisst den bestehenden Rahmen von Problem und Ziel verlassen, während *Problem-Lösung* bedeutet, innerhalb des bestehenden Rahmens vom Problem zum Ziel zu gelangen.

Als vierter Baustein kommt das *Kenoma* – nach dem griechischen Wort für „Leere“ – hinzu. Das Kenoma ist der logische Gegenpart zum Pleroma. Wurde dort nach dem Sowohl-als-auch gefragt, so geht es jetzt um das *Weder-Noch*. Also: *Was ist weder das Problem noch die Lösung? Was ist nicht das eine und nicht das andere? Was liegt jenseits von Satz und Gegensatz? Was liegt jenseits von Problem und der Lösung?* Stellt das Pleroma die Aussenansicht der Problem-Lösungs-Konstruktion dar, so gestattet die Frage nach dem Kenoma einen Blick über diese Konstruktion hinaus. Was liegt jenseits dieser Kategorien? Dadurch wird Sicht für Neues eröffnet, und das bringt wiederum eine starke *Relativierung* des Problems mit sich. Das Kenoma öffnet den Blick für das, was in der engen Perspektive von Problem und Lösung bisher zu wenig beachtet wurde. In unserem Beispiel antwortet die Person A auf die Frage nach dem Jenseits von „in der alltäglichen Routine verharren“ und „zum bewusst Üben werden“: die Fesseln abstreifen. Für ihn ist es befreiend zu sehen, dass es noch mehr gibt oder geben muss, als nur dieses Problem und diese Lösung. Seine Probleme verschwinden zwar nicht, aber sie bekommen einen grösseren Raum und der Blick auf ganz neue Perspektiven wird frei. Wird also der bestehende Rahmen von Problem und Ziel verlassen, so eröffnen sich:

- Neue Sichtweisen und Perspektiven in Bezug auf das ursprüngliche Problem;
- ein sehr viel freundlicherer Umgang mit den eigenen Problemen;
- eine deutlich gesteigerte Flexibilität und Souveränität im Umgang mit den Problemen;

- Das Problem wird überhaupt nicht mehr als Problem empfunden (sondern vielmehr als Chance, als Herausforderung oder sogar als eine Ressource).

Jetzt hat man vier Positionen für sich und seinen gegenwärtigen Zustand: Satz, Gegen-Satz, Weder-noch (Kenoma) und Sowohl-als-auch (Pleroma). Diese vier Elemente bilden nun die komplette Gestalt eines *Diamond*. Man kann jede dieser Positionen einnehmen und alle sind zur gleichen Zeit „wahr“. Keine von ihnen ist die endgültige Wahrheit, weder für einen selbst noch für irgendjemand anderen. In unserer gewohnten Welt der klassisch-zweiwertigen Logik müssten wir uns für eine Wahrheit entscheiden. Aber das Leben ist nicht Logik und man kann eben durchaus über ein ganzes Netz von Sätzen, Haltungen, Standpunkten, Gefühlen etc. verfügen, die logisch oft widersprüchlich sind, aber neue Räume der Erkundung und einen Horizont paralleler Möglichkeiten eröffnen. Mit der Diamond-Technik kann man sich von der Fixierung befreien, sein Leben oder seine Zukunft in einer Organisation nur aus dem Blickwinkel eines einzigen Standpunktes zu beschreiben, zu reflektieren, zu fühlen, zu entscheiden und zu organisieren. Wir können das Spiel sogar noch weiter treiben und ganze Diamond-Netzwerke erstellen. Jede der vier Positionen kann als Ausgangspunkt für einen neuen Diamond genommen werden, indem die vier Fragen (Schritt 1 bis 4) erneut gestellt und beantwortet werden.

Neben den bisherigen *Objektfragen*, also Fragen nach Dingen und Umständen, kommt anschließend ein zweiter Fragetyp ins Spiel. An jedem der vier Punkte des Diamond werden zwei Fragen gestellt, nämlich:

- *Was wird durch X ermöglicht?, und*
- *Was wird durch X verhindert („ent-möglicht“)?*

Die erste Frage nach der Ermöglichung – „*Was wird durch X ermöglicht?*“, „*Wofür ist X gut?*“ – zielt auf die Berücksichtigung von Aspekten, die *für etwas* gut sind. Dies ist nicht zuletzt bei – tatsächlich oder vermeintlich – *negativen* Elementen von Bedeutung. So kann man auch in Erfahrung bringen, wofür das Problem auch *gut* ist. Die zweite Frage nach den Verhinderungen – „*Was wird durch X verhindert?*“ – zielt auf die Berücksichtigung irgendwelcher negativer Aspekte der Veränderung. Dies ist eine Art „Ökologie-Check“, mit dem alle Lebensbereiche, alle „Systeme“, betrachtet werden, die von der angestrebten Veränderung eventuell tangiert werden: Können die negativen Veränderungen abgefangen und verändert werden oder will man diese Konsequenzen in Kauf nehmen? Wird beides verneint, muss man die Frage nach dem Ziel neu stellen. Denn nur wenn ein Ziel dieser „ökologischen“ Überprüfung soweit standhält, dass man alle Folgen einer Veränderung wirklich bejahen oder zumindest tolerieren kann, dann besteht auch die reelle Chance einer erfolgreichen Verwirklichung.

Die Ermöglichungsfragen „sind stärker von der Zukünftigkeit und Möglichkeit, d.h. der Welterschlossenheit des Daseins her gedacht. Es wird nicht gefragt ‚Was ist gut/schlecht/das Problem usw.‘, sondern ‚Was ermöglicht/entmöglicht dir dies und das‘, es wird also von vornherein von der Zukunfterschlossenheit und nicht von irgendwelchen Entitäten her gefragt. Es wird also weniger gefragt, nach den Eigenschaften (gut/schlecht) eines Seienden, sondern vielmehr erfragt und damit eröffnet, ein Handlungsspielraum entworfen. Der Entwurf und sein Möglichkeitsspielraum stehen im Vordergrund. Der Möglichkeitsspielraum ist nicht bloss eine Domäne in der Zukunft, sondern Zukunft ist hier von der existentialen Zeitigung her verstanden, als Eröffnung von Raum, als Raumung (...).“^[39] Sich explizit auf Heidegger beziehend – „Die Möglichkeit als Existential dagegen ist die ursprünglichste und letzte positive ontologische Bestimmtheit des Daseins“^[40] – macht Kaehr deutlich, dass die „Möglichkeit als Existential“ nichts zu tun hat mit der „Möglichkeit eines Ereignisses“ oder gar der „Wahrscheinlichkeit des Eintreffens eines Ereignisses“. Folglich sei es irreführend, wenn gefragt wird „Wofür ist es gut, dass X?“ anstelle von „Was ermöglicht dir X?“. Die erste Frage ist auf den Gegenstand bezogen, die zweite auf die Ermöglichung von Handlungsspielräumen für das Subjekt, sie ist subjekt- und nicht objekt-bezogen. Mit Luhmann können wir vielleicht auch von einer systematischen Umstellung von *Was-* auf *Wie-*Fragen sprechen, eng geführt in der ersten Person des denkenden Subjekts selbst. Von hier gibt es einen direkten Bezug zu den Wahl-

möglichkeiten des Subjekts und damit zu Heinz von Foersters ethischem Imperativ: „Handle stets so, dass die Zahl der Wahlmöglichkeiten grösser wird.“ [41]

Zudem wird auch die Eindeutigkeit der Frage aufgegeben, „da eben nicht subjektlos nach einem eher als absolut zu verstehenden Werturteil gefragt wird, *wofür ist etwas gut*“, sondern danach, was dieses Etwas ermöglicht. Verhaltensmöglichkeiten sind als wichtig zu erachten, da Systemkontrolle immer dem Element obliegt, *das am flexibelsten ist*. Da es zu jedem Reflexionsbegriff mindestens einen Gegenbegriff gibt, wird nach dem Positiven, Möglichkeiten Eröffnenden gefragt und zugleich nach dem Negativen, Entmöglichenden, Einschränkenden. Das Möglichkeiten Eröffnende, Neue entspricht hierbei der Akkretion [Anwachsen, Zunahme; der Verf.], das Negative der Wiederholung des Gleichen, des Bewahrenden, der Iteration. Der Fragensatz muss dabei immer zugleich auf die Akkretion und die Iteration abzielen. Hierdurch bleibt Komplexität, bleibt die Differenzierung erhalten, *garantiert die Prozessualität der Begrifflichkeit*. Die Vermittlung der iterativen und akkretiven Bestimmungen bewirkt Simultaneität, bewirkt eine gewisse Vollständigkeit, die Kaehr konkretisierend einen *Öko-Checkennt*.“ [42]

Der Basis-Diamond mit den beiden Fragetypen bildet das vollständige Werkzeug der Diamond-Technik. Mit ihr wird nicht interveniert, sondern angeregt, hervorgerufen. Die Diamond-Technik fokussiert – um es nochmals zu wiederholen – auf zwei Grundrichtungen des Fragens:

1. Fragen nach der Positionierung einer Person im Netz der Positionen (ihren Aussagen), ihr Fundament des Sinns;
2. Fragen nach der Ermöglichung/Entmöglichung ihrer Existenz, in ihrer Befindlichkeit und in ihrem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln als Vergegenwärtigung seiner Zukunft und als Verzukünftigung ihrer Geschichte.

Jeder Mensch steht mit seinen Beinen auf der Erde und hat mit seinem Kopf und seinen Sinnen Anteil an der geistigen Welt. Die Erde symbolisiert das, was jeweils ist – das Sein –, und der Horizont repräsentiert das, was die Zukünftigkeit des Menschen, sein Dasein ausmacht. Dementsprechend befragt er sich immer zweifach: einmal nach seiner Verortung im Sein und einmal nach seinem Horizont der Möglichkeiten. Es ist die gleichzeitige Verwobenheit von Raumung und Zeitigung als Grundstruktur des Daseins, das den Diamond auszeichnet. Und so kann Rudolf Kaehr sagen: „Positionierung bedeutet Raumung, den geistigen, d.h. existentiellen Raum entwerfend, komplementär dazu entwerfen die Horizontfragen die Zeitstruktur, die Zeitigung des Daseins. Im Diamond sind Raumung und Zeitigung (...) intrinsisch miteinander verwoben. Es gibt keine Raumung ohne Zeitigung und keine Zeitigung ohne ihre Raumung. In-der-Welt-sein als Da-sein und Zukunfts- und Welterschlossenheit als Entwurf bestimmen das Dasein. (...) So entsteht ein doppeltes ineinander verwobenes gegenläufiges Netz von Positionen und Horizonten. Positionen und Horizonte stehen zueinander in einem Wechselspiel: Was Horizont ist, kann Position werden und was sich eben noch als Position erweisen hat kann sich zum Horizont wandeln. Dieser fundamentale Wechsel verläuft in der Zeit und übereignet zugleich dem Menschen seine Zeit. Zwischen Position und Horizont besteht immer nur lokal eine Hierarchie, global stehen sie in einem heterarchischen Wechselspiel. Und selbiges gilt für die Markierung von ‚global‘ und ‚lokal‘ – auch sie werden im Wechselspiel des Seins verspielt. In der Dialektik von Position und Horizont erlebt der Mensch, dass er selbst weder Position noch Horizont und ineins Horizont wie Position ist. Ohne ihn ist weder Horizont noch Position, durch ihn ist sowohl Horizont wie Position.“ [43]

Jetzt können wir an unseren früheren Gesprächsfaden anknüpfen und ausrufen: Üben, üben, üben! Es lohnt sich, erste Gehversuche auf dem Weg zu einer transklassischen Denk- und Handlungskunst zu wagen, es tun sich ganz neue Horizonte auf und man kann anfangen, sich in vielen Welten mit vielen vermittelten Logiken zurechtzufinden und zu bewegen. Die Diamond-Technik ist Denken in Aktion, artistische Performance in konkreten Situationen, in mehrpoligen Ereignis-Feldern von Menschen, Dingen und Zeichen ohne universale Abstraktionen, herausgelöst aus dem konfrontativen Davor und Dagegen, aus den Entweder-Oder-Duellen, die Unterscheidung von „Denker“ und „Denken“ zerborsten, vielmehr angesiedelt in einem Dazwischen als vergessener dritter Grösse. Anzumerken bleibt noch, dass für derartige Performance-Künste das Seil über dem Boden nur ein paar

Handbreit hoch gespannt, somit die Absturzgefahr eher gering ist. Trotzdem sollten wir über die Schwierigkeit derartiger Operationen keinerlei Zweifel aufkommen lassen, denn „(...) Der Weg zum Nahen ist für uns Menschen der weiteste und schwerste (...)“ [44]

Endnoten: Siehe nächste Seite.

- ¹ Deleuze, Gilles / Guattari, Félix: „Was ist Philosophie“, Frankfurt a. M. 2000, S. 97 f.
- ² Heidegger, Martin: „Was heisst denken?“, Tübingen 1984, S. 3 f.
- ³ Bierter, Willy: „Wege eines Wanderers im Morgengrauen. Auf den Spuren Gotthard Günthers in transklassischen Denk-Landschaften“, Books on Demand, Norderstedt 2018
- ⁴ Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Band 1, 2, 3, Hamburg 1976, 1979, 1980; „Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen“, Hamburg 1978; „Das Bewusstsein der Maschinen“, Baden-Baden 1963; „Cognition and Volition – Erkennen und Wollen. Ein Beitrag zu einer kybernetischen Theorie der Subjektivität“, in: <http://www.vordenker.de>; eine chronologische Bibliographie findet man unter www.vordenker.de sowie eben dort einen erhellenden Übersichts-kommentar von Joachim Castella.
- ⁵ Sloterdijk, Peter/Heinrichs, Hans-Jürgen: „Die Sonne und der Tod“, Frankfurt a.M. 2006, S. 354
- ⁶ Günther Gotthard: „Entdeckung Amerikas (Apokalypse Amerikas)“, aus dem Nachlass 196 der Berliner Staatsbibliothek; Kasten 27, Mappe A-E, zusammen 646 Seiten; ohne Inhalts- und Jahresangabe; vermutlich Mitte der 50er Jahre; gekürzt und zusammengefasst von Gernot Brehm; korrigiert und überarbeitet von Eberhard von Goldammer im August 2009; S. 195 f.
- ⁷ Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Vorwort zu Bd. 1, Hamburg 1976, S. XI - XIV
- ⁸ Werntgen, Cai: „Geburt der Logik aus dem Geiste des Steins“, Eröffnungsvortrag anlässlich der Ausstellung der Werke von Klaus Becker vom 15. März 2002, Westwerk, Hamburg; vgl. auch ders.: „Kehren. Martin Heidegger und Gotthard Günther. Europäisches Denken zwischen Orient und Okzident“, Paderborn 2006
- ⁹ Meyer, Eva: „Universum – Pluriversum. Gotthard Günther, ein Denker der Zukunft?“, veröffentlicht in: taz vom 25. März 1985; vgl. auch dies.: „Zählen und Erzählen – Für eine Semiotik des Weiblichen“, Wien – Berlin 1983
- ¹⁰ Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Bd. 2, Hamburg 1979, S. 17
- ¹¹ Werntgen, Cai: a.a.O.
- ¹² Günther Gotthard: „Martin Heidegger und die Weltgeschichte des Nichts“, in: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Bd. 3, Hamburg 1980, S. 288
- ¹³ Foucault, Michel: „Die Ordnung der Dinge“, Frankfurt a.M. 1966, S.392
- ¹⁴ Günther, Gotthard: „Das Ende des Idealismus und die letzte Mythologie“, unveröffentlichtes Manuskript (1950) im Besitz der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Nachlass 196, Handschriftenabteilung, Berlin; online: http://www.vordenker.de/ggphilosophy/gg_ende-idealismus.pdf, S. 61
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Nishida, Kitaro, „Ich und Du“, in: Elberfeld, Rolf (Hrsg.): „Kitaro Nishida – Logik des Ortes“, Darmstadt 1999, S. 170
- ¹⁷ Mehrwertigkeit im Sinne Günthers sollte man besser als Mehrstelligkeit bezeichnen, d.h. man spricht besser von einer mehrstelligen Logik, denn die von Günther eingeführten zusätzlichen Werte sind als Stellenwerte jenseits von 0 und 1 zu denken. Diese Stellenwerte beziehen sich auf unterschiedliche Orte des logischen Diskurses, d.h. auf unterschiedliche logische Domänen, die Günther als logische Kontexturen bezeichnet und in denen alle Regeln der klassischen Logik ihre volle Gültigkeit besitzen.
- ¹⁸ Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Bd. II, Hamburg 1979, S. 199
- ¹⁹ Günther, Gotthard: „Das Bewusstsein der Maschinen“, Baden-Baden 1963, S. 103
- ²⁰ Flusser, Vilém: „Die Informationsgesellschaft, Phantom oder Realität?“, Vortrag auf der CulTec in Essen vom 23. 11. 1991, Suppose-Verlag, Köln 1999
- ²¹ Günther, Gotthard: „Idee und Grundriss einer nicht-Aristotelischen Logik. Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen“, Hamburg 1978, S. 121 f.
- ²² Günther, Gotthard: „Das Problem einer trans-klassischen Logik“, S. 87, in: Günther, Gotthard: „Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik“, Band 3, Hamburg 1980, S. 73-94
- ²³ Günther, Gotthard: a.a.O., S. 18
- ²⁴ Bei zwei und mehr Du-Subjektivitäten ist die triadische Konstellation von Ich-Du-Es allerdings nicht komplex genug. Erst der Übergang zur logischen Vier erlaubt die Modellierung des Kommunikationsprozesses jenseits der klassisch gegebenen Dichotomie von Subjekt-überhaupt und Objekt-überhaupt.
- ²⁵ Die entsprechenden Logik-Operatoren heissen zweite Negation, Rejektion und Transjunktion.
- ²⁶ Werntgen, Cai: a.a.O.
- ²⁷ Sloterdijk, Peter: „Du musst dein Leben ändern“, Frankfurt a.M. 2009, S. 296 f.

- ²⁸ Kaehr, Rudolf: „Weltentwurf durch Sprache: Diamond Strategien – Buch des Wandels“, in: www.vordenker.de (Edition Sommer 2017, J. Paul, Hrsg.) – URL: http://www.vordenker.de/rk/rk_Diamond-Strategies_Weltentwurf-durch-Sprache_1997.pdf, S. 71 f.
- ²⁹ Werntgen, Cai: „Heidegger after Duchamp. Skizze für eine Philosophie der Geste“, Berlin 2016, S. 26
- ³⁰ Günther, Gotthard: „Die amerikanische Apokalypse“, München 2000, S. 277 f.
- ³¹ Dawkins, Richard: „Gipfel des Unwahrscheinlichen. Wunder der Evolution“, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 352
- ³² Waldenfels, Bernhard: „Der Stachel des Fremden“, Frankfurt/M. 1991, S. 97
- ³³ Peterson, Jordan: „12 Rules for Life. An Antidote to Chaos“, New York 2018
- ³⁴ Sloterdijk, Peter: „Du musst dein Leben ändern“, Frankfurt a. M. 2009, S. 47
- ³⁵ Sloterdijk, Peter: a.a.O., S. 229
- ³⁶ Jullien, François: „Sein Leben nähren – Abseits vom Glück“, Berlin 2006, S. 27
- ³⁷ Sloterdijk, Peter: a.a.O., S. 295
- ³⁸ Grochowiak, Klaus, Maier, Leo: „Die Diamond-Technik in der Praxis“, Paderborn 2000; Kaehr, R.: „DiamondStrategies®“, <http://www.thinkartlab.com/pkl/media/DiamondStrategies-KAE99.pdf>, Glasgow 1995/1997
- ³⁹ Kaehr, Rudolf: a.a.O., S. 41
- ⁴⁰ Heidegger Martin: „Sein und Zeit“, Tübingen 1967, S. 143 f.
- ⁴¹ von Foerster, Heinz: „Understanding understanding. Essays on cybernetics and cognition“, New York 2002, S. 303
- ⁴² Paul, Joachim: „TRANS-Reflexionen über Menschen, Medien, Netze und Maschinen“, Berlin 2013, S. 370 f.
- ⁴³ Kaehr, Rudolf: a.a.O., S. 26
- ⁴⁴ Heidegger, Martin: „Gelassenheit“, Freiburg i. Brg. 1955, S. 21